

Zehn Fragen über die Wahrheit des christlichen Glaubens.

Von

Prof. Dr. Bertling.



Zehn Fragen über die
Wahrheit des christlichen Glaubens

Von

Prof. Dr. Bertling

Pastor zu Badersleben



Leipzig

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung

1899

Dem gesegneten Andenken

des glaubensstarken und liebereichen

Wahrheitszeugen

D. A. Tholuck

gewidmet

zum 30. März 1899.

Inhalt:

Einleitung.

Der Glaube im christlichen Sinne ist nicht eine Meinung oder Vermutung, auch nicht einmal in erster Linie eine Überzeugung; er ist nach seinem innersten Wesen überhaupt nicht eine Sache des Verstandes. Christlicher Glaube ist Vertrauen und Liebe zu Gott in Jesu Christo; darum ist er nach seinem Wesen eine Sache des Herzens. Weil aber alles Gemütsleben aufs innigste auch mit dem Charakter und dem Willen zusammenhängt, und weil es bei dem zum Bewußtsein erwachten Menschen immer auch mit der Verstandesthätigkeit, mit Vorstellung und Denken verbunden ist, so ist auch der christliche Glaube in der Seele eines entwickelten Menschen niemals bloß Gemütssache, sondern immer in Konnex mit der Willensregung und Willensrichtung, und immer auch verbunden mit gewissen Gedanken oder Vorstellungen; und zwar können das nicht etwa spielende Phantasiegebilde, wechselnde Reflexionen sein, sondern müssen dauernde feste Überzeugungen sein. Sonst wären sie ja nicht mit Vertrauen verbunden.

So bietet denn auch die christliche Glaubenslehre gewisse Anschauungen und Behauptungen dar mit dem Anspruch, daß sie „Überzeugungen" des Christen sein müssen. In zwiefacher Weise kann solcher Anspruch gemeint sein: Unpädagogisch, im Grunde unevangelisch ist es, die Zustimmung zu den Glaubenslehren von vornherein als Erstes zu verlangen; dagegen wohlbegründet ist es zu erwarten, das christ-

liche Glaubensleben werde mit gewissen Überzeugungen notwendig verbunden sein, deren Ablehnung dann mindestens ein Zeichen von mangelnder Klarheit sein würde.

Diesen Überzeugungen, welche die christliche Glaubenslehre einschließt, wird nun aufs heftigste widersprochen, ja bisweilen noch heftiger und leidenschaftlicher, als den ebenfalls aus dem christlichen Glauben notwendig hervorgehenden Normen für das moralische Verhalten! Und die Heftigkeit des Widerspruchs, der mit dem Anspruch auf wissenschaftliches Erkennen auftritt und jeden andern Standpunkt als Beschränktheit abweist, die Entschiedenheit dieser „Aufgeklärten", sowohl im gebildeten, wie im halbgebildeten, wie im ungebildeten Stande, hat leider oft eine berückende Kraft, zumal wenn auf der anderen Seite ein Mangel an intellektueller Klarheit, an moralischem Ernst und an innerem Leben ist.

Die unbestreitbar segensreichen Wirkungen des christlichen Glaubens auf das Leben der Menschheit läßt ja Mancher wohl noch gelten, behauptet aber, dieselben seien zustande gekommen und könnten auch weiter stattfinden ohne die Überzeugung von der Wirklichkeit eines Gottes und seiner Kundgebung in Christo; solche Überzeugung sei für das rechte Leben gleichgültig, vielleicht sogar hinderlich, allerhöchstens sei sie eine heilsame Illusion für geistig beschränkte Zeiten, die nun aber von klar denkenden Menschen aufgegeben werden müßten.

Das ist die Meinung unzähliger, auch ehrenwerter Männer, die auch den Christennamen nicht aufgeben wollen, zugleich aber auf „Bildung" Anspruch machen. Ihre Feindschaft gegen die christliche Glaubenslehre beruht zum großen Teil auf Mißverständnis und Unkenntnis: Sie kennen nicht das Glaubensleben als eine geistige Realität aus Erfahrung und denken fälschlich, die ihnen unverständlichen Lehren sollten das Christentum selber sein. Unter dem verborgenen Einfluß solcher Anschauungsweise wachsen heutzutage viele Jünglinge auf, auch solche, die das Studium der Theologie ergreifen wollen oder schon ergriffen haben.

Es ist ein naturgemäßer Trieb des aufwachenden Men-

schengeistes, klar sehen, klar erkennen zu wollen, sich nicht zu beruhigen bei dem Hergebrachten, bei dem Überlieferten, sondern selbst zu forschen und zu prüfen. Der aus Wahrheitssinn hervorgehende Zweifel an dem Überlieferten, der sich namentlich bei eifrigen und ernsten jungen Leuten findet, ist nicht verwerflich, sondern etwas Gutes. Wenn sich aber ein jugendlicher Geist in einer Lebensperiode, in welcher er schon von selbst zum Zweifel neigt, rückhaltlos der Zweifelsströmung hingiebt, ja sogar der so selbstbewußt und siegesgewiß auftretenden Negation von vornherein alles glaubt, was gegen die christliche Glaubenslehre vorgebracht wird, statt auch der Negation gegenüber sich kritisch zu verhalten, und die praktische Lebensprobe auf die Wahrheit des christlichen Glaubens zu machen: dann ist seine gesunde Entwicklung aufs höchste gefährdet. Es hat wohl eine Berechtigung, wenn ein nach Wahrheit verlangender junger Mensch die in dem christlichen Glauben eingeschlossenen und von allen gläubigen Christen jederzeit gehegten Anschauungen (worin er vielleicht auch selber aufgewachsen war) doch nicht eher als richtig und sicher anerkennen mag, bevor er sie nicht in die ganze Welt seiner Anschauungen widerspruchslos eingegliedert hat; das aber hat keine Berechtigung, wenn ein junger Mensch sich einbildet, seine bisher eingesogene, unter den „Gebildeten“ allgemein verbreitete „Weltanschauung“ sei nun auch schon die allein richtige Weltanschauung, und was dazu nicht paßt sei eben falsch, und darum seien auch die Lehren des christlichen Glaubens, ja der ganze Christenglaube „ein überwundener Standpunkt“.

Wer mit dem christlichen Glauben als mit einem „überwundenen Standpunkte“ definitiv fertig ist, wer nicht das Verlangen nach einer tieferen Erkenntnis fühlt, und ebenso auch wer die Regungen seines Wahrheitstriebes aus geheimer Scheu vor den notwendigen moralischen Konsequenzen unterdrückt — dem ist durch eine theoretische Erörterung nicht weiter zu helfen, für den bleiben die Überzeugungen des christlichen Glaubens ein überwundener Standpunkt — falls

ihn nicht etwa Lebenserfahrungen, äußere oder innere, doch wieder darauf zurückführen.

Anders liegt die Sache bei denen, welche zwar die christliche Glaubenslehre noch nicht oder nicht mehr als ihre „Überzeugung" bezeichnen können, denen sie aber wichtige Probleme der Erkenntnis darstellt, worüber zur Klarheit und zur Gewißheit zu kommen sie ein brennendes Verlangen tragen — nicht eingeschüchtert durch die anmaßenden Reden der „Fertigen" zur Linken wie zur Rechten, nicht gehindert durch die Scheu des natürlichen Menschen vor einer Schärfung der sittlichen Grundsätze und vor dem Ernstmachen mit dem religiösen, d. h. auf Gott gerichteten Leben. Solchen ernstgesinnten, Wahrheit suchenden Zweiflern kann allerdings auch durch theoretische Erörterungen weitergeholfen werden.

Die Weltanschauung des christlichen Glaubens, für die kindlich Gläubigen eine in sich geschlossene Gesamtüberzeugung, für den aufrichtigen Zweifler ein großes zusammenhängendes Problem, umfaßt nun eine Reihe verschiedener Einzelprobleme, die aber eng zusammengehören, wenngleich ihre Wichtigkeit und Dringlichkeit von den Einzelnen verschieden geschätzt wird. — Darum sollen auch die Einzelprobleme hier nicht nach einer Schätzung ihrer Wichtigkeit, sondern unter Rücksicht auf ihren innerlichen Zusammenhang geordnet behandelt werden.

1. Giebt es wirklich eine Welt des Geistes?

Bekanntlich ist unter den vielen philosophischen Systemen auch einmal die sonderbare Lehre aufgetaucht, daß die ganze körperliche Welt nur Vorstellung oder Idee des denkenden Geistes, also nur ein Schein sei. Dieser „Idealismus" ist uns jetzt eine so wunderliche Behauptung, daß man zweifeln möchte, ob sein Autor, Berkeley, selbst wirklich davon überzeugt und ob sein alltägliches Denken und Leben von solcher Überzeugung beherrscht gewesen sei. Er hat auch wenig Anhänger gefunden; und energisch protestiert u. A. der in seinem ganzen Denken und Forschen anders gerichtete Kant gegen das Mißverständnis, als ob sein Kritizismus mit jenem Idealismus zusammenstimme; auch alle Kantianer und Neu-Kantianer lehnen solche idealistische Mißdeutung ihres Standpunktes ab. — An der Wirklichkeit der Körperwelt kann und will Niemand zweifeln, auch diejenigen nicht, die durch die Kantische Kritik zu der Erkenntnis gekommen sind, daß die körperlichen Dinge „an sich" nicht so sind, wie sie dem wahrnehmenden und denkenden Menschen erscheinen und daß wir Menschen die Welt niemals anders wahrnehmen und erkennen können, als in der durch die menschlichen Wahrnehmungs- und Denk-Formen bedingten Erscheinung, weil eben niemals losgelöst von der Beziehung auf das wahrnehmende und erkennende Subjekt. Wer den „subjektiven Charakter" unseres ganzen Weltbildes erkennt und anerkennt, will damit keineswegs die Wirklichkeit der Körperwelt in Abrede stellen.

Hingegen die Wirklichkeit einer geistigen Welt wird heut zu Tage vielfach in Abrede gestellt. Zwar geschieht das meistens nicht von philosophisch nachdenkenden,

sondern mehr von oberflächlich urteilenden Menschen; und weil es oft mit absprechender Entschiedenheit und mit dem Anspruch auf vorurteilsfreie Aufklärung geschieht, darum ist es denn auch nachdenkenden Menschen ernstlich zweifelhaft geworden, ob es eine wirkliche Geisteswelt gebe. Und doch würden gar Viele, die so entschieden auftreten, kaum imstande sein, irgend einen stichhaltigen, ja auch nur logisch klaren Grund für ihre Behauptung anzugeben. Es ist bei ihnen mehr eine Sache der Neigung, nämlich der Abneigung, im eigenen Leben auf eine geistige Welt Rücksicht zu nehmen. Nun, überall wo es heißt: „stat pro ratione voluntas“, ist eine Beweisführung mit rationellen Gründen aussichtslos.

Doch giebt es neben der bloß moralischen, oder vielmehr unmoralischen Neigung auch einen intellektuellen Beweggrund zur Leugnung einer geistigen Wirklichkeit.

Der denkende Menschengeist strebt danach, die Welt als ein einheitliches Ganze zu verstehen. Nicht aus der Erfahrung, nicht als Resultat unendlicher Einzelforschung, sondern unmittelbar haben wir die Gewißheit, daß die Welt einen einheitlichen Zusammenhang hat, räumlich, zeitlich und kausal.*) Demgemäß strebt der Menschengeist danach, alle Einzeldinge in der Welt trotz all ihrer Verschiedenheit doch als gleichartig nach ihrem innersten Wesen zu erkennen. Alle körperlichen Dinge, klein oder groß, haben nun bei aller Verschiedenheit ihrer Eigenschaften (d. i. Verschiedenheit ihres Verhaltens anderm gegenüber) doch ausnahmslos miteinander gemein: die Gegenständlichkeit oder Raumerfüllung verbunden mit der Schwere oder Anziehungskraft. Diese beiden immer zusammengehörigen Eigenschaften, Gegenständlichkeit und Schwere bezeugen das gleichartige Wesen der ganzen Körperwelt, und beides ist ausgeschlossen von dem Geistigen.

Hat man sich nun in die Anschauung und Überzeugung hineingewöhnt, daß Gegenständlichkeit und Schwerkraft zur

---

*) Auf die erkenntnistheoretische Erörterung, woher wir solche Gewißheit haben, ist hier nicht näher einzugehen.

Wirklichkeit eines Dinges gehöre, dann ist das Geistige allerdings von der Wirklichkeit ausgeschlossen und kann nur als „Aktion" oder „Funktion" des Körperlichen gelten, wie auch die sogenannten Imponderabilien, Licht, Schall, Magnetismus u. s. w. nicht selbst wirkliche Dinge sind, sondern als Aktionen, Zustände, Bewegungsfunktionen der körperlichen Dinge aufzufassen sind. So wird denn auch der Menschengeist einfach für eine bloße Funktion des körperlichen Organismus, insbesondere des menschlichen Gehirns erklärt. Diese Auffassung hat man mit dem empfehlenden Namen des „Monismus" oder der Welterklärung aus einheitlichem Prinzip geziert.

Zum Beweise für ihre Richtigkeit weist der Materialist hin auf die thatsächliche, vielfach bemerkbare Abhängigkeit der geistigen Thätigkeit von den Zuständen des körperlichen Organes; und dieser Hinweis imponiert Vielen so, daß sie die Sache für entschieden und abgemacht hinnehmen und weiteres Nachdenken unterlassen. Und doch ist diese Auffassung und dieser Beweis falsch. Man verwechselt dabei das unentbehrliche Werkzeug einer Thätigkeit mit der hervorbringenden Ursache.

Als jener „Meister auf der Violine", Cäsar Vacarmini, eine Saite nach der andern hergeben mußte, da ward sein Spiel immer dünner und schlichter; und als man ihm die letzte Saite nahm, da verstummte es. Sind nun die gespannten Saiten „Ursache" seines bezaubernden Spieles gewesen? Nein; nur das unentbehrliche Werkzeug desselben. Hervorbringende Ursache war der Genius des Künstlers. — Kein einziges der Konzerte wird verursacht allein durch das Gefüge und die zufällige Bewegung der dazu benutzten Instrumente, wie auch keine einzige Partitur durch die Konstruktion und zufällige Bewegung der Notendruckerei und die Beschaffenheit des Papiers und der Schwärze entsteht, noch das Manuskript dazu allein durch die Handbewegungen des schreibenden Künstlers und durch planlos zufällige Oscillation seiner Gehirnfasern zustande kommt. — Die eigentümliche Masse, Formation, Bewegung

des Gehirns und seiner Leitungsdrähte und noch vieles andere Körperliche ist ja als Werkzeug zu jeder geistigen Thätigkeit, zu jedem vernünftigen Gedanken und Gespräche, zu jedem bewußten Willensakte, zu jedem planvollen Unternehmen unentbehrlich. Daß aber eine planvolle, vernünftige, geistige Thätigkeit nur das zufällige Ergebnis von lauter ungeistigen, planlosen, rein körperlichen Prozessen wäre, das kann bei klarer, unbefangener Überlegung Niemand ernstlich denken. Das hieße ja: entweder jedem einzelnen Stoffteilchen diejenige geistige Intention und Thätigkeit zuschreiben, die man eben durch Leugnung des Geistes wegdisputieren möchte, und noch dazu allen dabei in Aktion tretenden Stoffteilchen eine wunderbare Harmonie ihrer Intention zuschreiben! Und das wäre wahrhaftig noch wunderbarer, als wenn in der Sage leblose Steine sich zum Bau zusammenfügen, veranlaßt doch wenigstens durch den harmonischen Klang der Lyra. — Ein Phantasiegebilde, eine Caprice, aber zu toll für eine ernstgemeinte Welterklärung!

Oder es hieße: Wirkungen herleiten aus nicht zureichenden Ursachen. Gerade das Geistige an einer Thätigkeit, sei es eine einfache Empfindung oder Äußerung von Schmerz oder Lust, sei es eine Gedankenreihe oder ihre Kundgebung, sei es eine Regung oder Bethätigung des Hasses oder der Liebe: gerade das Geistige, das Charakteristische im Verhalten des „Mensch" genannten Körperwesens ist spezifisch verschieden von allen Atomfunktionen und wird von keinem chemischen oder allgemein physikalischen Prozesse auch nur von ferne gestreift oder gar dargestellt, kann also auch nimmermehr das Ergebnis von rein körperlichen Prozessen sein. Da nun aber für alles wirkliche Geschehen auch eine „zureichende Ursache" zu statuieren ist — „ex nihilo nil fit" sagt der für seine atomistische Welterklärung so begeisterte alte Lucrez mit größtem Nachdruck und mit vollem Rechte*) —, so muß auch für die thatsächlich vorhandene geistige Thätigkeit eine Ursache statu-

*) Die erkenntnistheoretische Herleitung dieses unumstößlichen logischen Satzes lassen wir hier bei Seite.

iert werden, und zwar eine zureichende Ursache; und da die rein körperlichen Funktionen dafür nicht zureichen, von ferne nicht heranreichen an die Eigenart geistiger Thätigkeit, so ergiebt sich, daß der schöne gepriesene „Monismus“ atomistischer Welterklärung eben doch nicht ausreicht; und wer nicht in seiner Theorie befangen und blind geworden ist, wem die Thatsachen samt der Logik noch mehr gelten als Vorurteil und Gewohnheit, der muß diesen Monismus aufgeben und muß außer den Atomen und Atomkräften auch die Wirksamkeit und Wirklichkeit einer andersartigen Kraft, die die Geistesthätigkeiten verursacht, anerkennen, d. h. eine Kraft geistiger Art anerkennen*)!

Sind wir uns nun über den Irrtum der materialistischen Welterklärung klar geworden und sehen uns ebenso berechtigt wie genötigt, den Menschengeist als ein eigenartiges wirkliches Wesen anzuerkennen, und schicken wir uns nun an, aus dieser Thatsache noch weitere Schlüsse auf die Wirklichkeit einer Geisteswelt zu ziehen, so wird uns sonderbarer Weise von einer ganz anderen Seite her das Recht zu solcher Schlußfolgerung bestritten. — Bekanntlich ist Kant bei seinem großartigen Versuche, die menschliche Erkenntnis

*) Wer dies eingesehen hat, dem zeigt sich das Unzulängliche des atomistischen Monismus auch schon an jedem lebendigen Wesen. Denn das spezifische Verhalten der lebenden Wesen läßt sich in Wahrheit aus dem bloßen Spiel der Atomkräfte nicht erklären. Die Summa der Funktionen der Stoffkräfte ergiebt nicht etwa das Leben, sondern, wie J. von Liebig treffend sagt: die Verwesung. — Organische Funktionen geschehen nur da, wo die Atomkräfte von einer organischen Kraft, oder „Lebenskraft“ beherrscht und in ihrer Wirkungsweise reguliert und modifiziert werden. Diese beherrschende organische Kraft hat zwar das mit den Stoffkräften gemein, daß auch sie eine an sich unsichtbare, aber in körperlichen Funktionen sich bethätigende Kraft ist; eine fundamentale Verschiedenheit aber zwischen beiden, die auch eine Gleichsetzung oder Verlauschung ausschließt, besteht darin, daß die Atomkräfte immer an ihre Stoffteilchen gebunden sind und bleiben, die Lebenskraft aber gerade Stoffwechsel verlangt und bewirkt. — Ausführlicher ist das Verhältnis der Lebenskraft zu den Atomkräften behandelt im 12. und 13. Kap. meiner „Philosophischen Briefe“. Bonn 1876.

der Wirklichkeit auf sichern Boden zu stellen, der menschlichen Forschung durch Untersuchung ihrer Mittel oder Werkzeuge klare, bestimmte Grenzen zu bezeichnen, zu dem Resultat gekommen: Gegenstand des menschlichen Erkennens kann nur das sein, was uns durch die Wahrnehmung dargeboten ist; und weil nun alle menschliche Wahrnehmung in den Formen der räumlichen und der zeitlichen Anschauung geschieht, also auch keinen andern Inhalt als räumliche und zeitliche Erscheinungen haben kann, so ist auch nur Räumliches und Zeitliches Gegenstand unserer Erkenntnis. Alles andere, was man etwa zum Gegenstande des Nachdenkens machen könnte, würde eitel Träumerei werden. Über nicht wahrnehmbare Dinge kann man auch nichts wissen. Nur auf die Welt der wahrnehmbaren Dinge oder „Phänomena", nicht aber auf das, was etwa hinter oder jenseits der Erscheinungen gedacht wird (was er „Noumenon" nennt), dürfen wir unser Denken mit seinen eigentümlichen Gesetzen anwenden. — Da er nun zu den menschlichen Denkformen auch die Begriffe „Dasein", „Nichtsein", „Kausalität" zählt, so ist es nach Kant unzulässig, von einem oder von dem Noumenon auch nur zu behaupten, daß es sei oder daß es nicht sei, oder daß es eine Wirkung ausübe. Am Noumenon hört eben alles richtige und berechtigte Denken auf (wie ein Weg aufhört an der Verbotstafel). Natürlich ist es darum auch ganz unzulässig, in dem Noumenon etwa die Ursache der Erscheinungen oder gar der Erscheinungswelt zu statuieren, oder dasselbe irgendwie mit dem Begriffe „Schöpfer" oder „Gott" zu identifizieren.*) Vielmehr müßte man, wenn Kants Behauptungen richtig wären, den Gottesbegriff aller seiner Fülle von Realität gänzlich entkleiden, ja ihn selber einfach aufgeben; dann würde er mit unter den des Noumenon gehören. — Trotzdem ist gerade dieser Kantische Kritizismus manchem ehrlichen bekümmerten Zweifler ein Trost und eine

*) Nur das Negative haben die Begriffe Gott und Noumenon gemeinsam, daß sie beide alle sinnliche Wahrnehmbarkeit ausschließen.

Zuflucht geworden, indem er so reflektierte: kann über das Unwahrnehmbare gar und ganz nichts gewußt und ausgesagt werden, so kann mir auch das Dasein Gottes nie und nimmer bestritten werden, und mein Glaube an Ihn ist über alle Anfechtung erhaben. Das ist eine Zuflucht, aber doch nur ein Notbehelf. Denn wo die ganze Welt des Glaubens völlig außerhalb jeglicher Erfahrung bleibt, ist eine freudige und sichere Glaubensüberzeugung nicht möglich.

Nun führt uns aber Kant selbst über diesen Standpunkt hinaus. Ich meine hier nicht seine Behauptung von den „Postulaten der praktischen Vernunft", daß der Mensch als ein moralisches Wesen sich genötigt sehe, damit er sittlich handeln könne, überzeugt zu sein von dem Dasein eines Gottes, von der Unsterblichkeit und von seiner eigenen Freiheit.*) Vielmehr ist es die gewissermaßen inkonsequente, aber zugleich gesunde und höchst beachtenswerte Erweiterung des Gebietes der Phänomena, die er damit eintreten läßt, daß er die menschliche Seele, das wahrnehmende und erkennende Subjekt selbst, als „Phänomenon" anerkennt, wiewohl die Seele doch niemals räumlich wahrgenommen wird und kein körperliches Wesen ist. Es genügt ihm, daß sie sich selbst „zeitlich" „durch den innern Sinn" wahrnehme. Somit gehört also nicht notwendig zum Phänomenon, daß es „durch den äußern Sinn" als etwas Räumliches wahrgenommen werde. — So hat denn auch nach Kants Kritizismus die menschliche wahrnehmende und erkennende Seele Realität und gehört mit zu den Dingen, auf welche unser Denken mit all seinen Kategorien, auch der der Kausalität anwendbar ist. — Natürlich sagt er das nicht bloß von seiner eigenen Seele aus, sondern von allen. Durch Rede und Handlung

*) Thatsächlich ist ihm selber nämlich nur die Freiheit ein unentbehrliches Postulat zur Sittlichkeit; die beiden andern stellt er selber gelegentlich doch wieder als vielleicht entbehrlich hin; und sein kleiner Aufsatz „vom Gebet" läßt es deutlich genug erkennen, daß ihm der Gottesglaube nicht bloß entbehrlich, sondern sogar verkehrt erschien. Vergl. S. 32 meiner Abhandlung über die Erkennbarkeit Gottes. Leipzig 1886.

bethätigt sich jede Menschenseele auch der andern als eine Realität. Es ist uns freilich keine unmittelbare Wahrnehmung der fremden Seele möglich, wohl aber fällt die Thätigkeit, das „kausale“ Verhalten derselben in das Bereich unserer Erfahrung; und mit Notwendigkeit, mit zwingender Gewißheit — ja auch mit Genehmigung des großen Kritikers selbst — verfolgen wir den Verlauf der wahrnehmbar gewordenen Kausalität zurück in das Unwahrnehmbare und erkennen die Wirklichkeit eines unkörperlichen Agens in unsern Mitmenschen an. Und wie wir ein aktives Verhalten der fremden Seele bemerken, so entspricht es auch unserer Erfahrung, daß jede Menschenseele auch Einwirkungen von außen erleidet, also innerhalb des großen Kausalzusammenhanges der ganzen Erscheinungswelt steht.

Es wird also auch nach Kants Kritik zugestanden, daß es unkörperliche, geistige Realitäten giebt und daß ein wirklicher Kausalzusammenhang unter Umständen auch in das Unwahrnehmbare hineinreichen kann. — Leider hat Kant es versäumt, dies ausdrücklich und allgemein auszusprechen, und leider haben manche seiner Anhänger diese Versäumnis des Meisters noch verhängnisvoller dadurch gemacht, daß sie nun jede auf das Unwahrnehmbare oder Geistige gerichtete philosophische Forschung für schlechtweg unberechtigt erklärten, statt in jedem einzelnen Falle zu prüfen, unerbittlich streng zu prüfen, ob denn auch wirklich ein Kausalzusammenhang von dem erfahrungsmäßig Wahrgenommenen zu den etwa statuierten unwahrnehmbaren Realitäten hinführt, und zwar mit Notwendigkeit hinführt. — Gewiß ist die Forschung auf dem Gebiete des Unwahrnehmbaren oder Übersinnlichen gar sehr der Gefahr des Irrtums ausgesetzt, mehr noch als auf dem Gebiete der sichtbaren Dinge, wo doch die Annahmen des Denkens leichter durch den Zusammenhang der Erscheinungen, unter Umständen auch durch das Experiment kontrolliert und korrigiert werden können. Aber soll darum das Weltmeer nicht befahren werden, weil die Seefahrt mehr Gefahr des Verirrens hat als die Küsten- oder Stromfahrt?!

Kompaß und Gestirne geben dem kundigen und aufmerksamen Seefahrer immerhin genügende Auskunft, obgleich das Auge keine Zeichen und keine Ziele des Weges sieht! So kann auch der Kompaß des logischen Gewissens und die Gestirne der Welt= und Denkgesetze den besonnenen und ernsten Forscher richtig leiten auf einem Gebiete, wo dem Auge kein sichtbarer Anhalt gegeben ist. — Freilich bedarf es zu solcher Fahrt eines sehr scharfen Auges und einer festen Ruhe, die auch durch keine eigenen Wünsche gestört, durch keine liebgewordenen Phantasien beirrt wird. —

Es wird uns also durch die Erkenntnis der Kausalität der Blick auf ein unsichtbares Gebiet, auf ein Gebiet von Kräften eröffnet. Die Kräfte sind verschiedener Art: Stoffkräfte, organische Kräfte, geistige Kräfte; und zwar sind sie nicht isoliert von einander. Ihre wahrnehmbaren Wirkungen bezeugen es, daß sie in einem thatsächlichen Zusammenhange stehen. Es ist nicht bloß eine Menge von Kräften, sondern eine „Welt" von Kräften.

Indem wir also die aufgeworfene Frage: „Giebt es eine Welt des Unsichtbaren?" ganz bestimmt mit „Ja" beantworten müssen, so verbietet uns zugleich dieselbe Erkenntnis der Kausalität, in den platonischen Irrtum zu verfallen und diese unsichtbare Welt der Kräfte (wie es dort betreffs der „Ideen" geschieht) losgelöst von dieser wahrnehmbaren Welt zu denken, als eine Welt, die über oder jenseits oder fern von dieser Körperwelt existierte. Vielmehr ist die Welt der Kräfte gerade in dieser wahrnehmbaren körperlichen Welt wirksam und daher auch wirklich. Aber nimmermehr dürfen wir um dieser Immanenz willen die Realität des Unsichtbaren übersehen oder sie im Namen der kritischen Philosophie als etwas Ungewisses hinstellen lassen.

Dies Ergebnis ist für sich allein noch keineswegs eine christliche Position! Und doch ist es von großer Bedeutung für die Erkenntnis der christlichen Wahrheit, daß uns die Welt der unsichtbaren Kräfte als wirklich und als nicht schlechthin unerkennbar feststehe.

---

2. Giebt es wirklich einen persönlichen Gott?

Wir sehen ab von der leichtfertigen Gottesleugnung bei Gebildeten und Ungebildeten, welche keinen andern Grund hat als die innere Abneigung gegen den Gottesglauben, als die gottentfremdete Sinnesrichtung. Auch jene mit Beifall aufgenommene Scheinbegründung des Atheismus aus dem Munde eines Naturforschers: „Ich habe das ganze Weltall durchforscht, aber nirgends einen Gott gefunden" — ist im Grunde nur ein frivoles, nichtssagendes Wort. Denn daß Gott nicht durch Teleskope und nicht durch Mikroskope gesehen wird, versteht sich von selber und ebenso auch, daß ein Mensch, der die Spuren des göttlichen Waltens nicht beachtet und gar keine Gedanken dafür hat, auch im ganzen Weltall nichts von einem Gotte merken wird. Darum ist auch diese vornehm und großartig klingende Motivierung des Atheismus in Wahrheit nichts anderes als Phrase.

Wichtiger aber ist der von dem alten Epikur bis auf unsere Zeit immer wieder unternommene ernstliche Versuch, nachzuweisen, daß alle Vorgänge in der Natur sich ohne die Annahme eines göttlichen, d. i. geistigen Wesens erklären lassen. Das ist in der That eine gar ernst zu nehmende Frage! Und es ist zu bedauern, daß auch gelehrte Theologen, die in ihrem Fache Hervorragendes leisten, diese Frage nicht bloß selbst ganz bei Seite liegen lassen, sondern auch durch ausgesprochene Verachtung und Verwerfung aller Apologetik den religionsfeindlichen Bestrebungen einer anspruchsvollen atheistischen Wissenschaft sogar noch Vorschub leisten. Es ist

ja wahr, daß manche — auch von vielgenannten Männern betriebene — Apologetik in wichtigen Punkten verkehrt und ihre Deduktionen nicht stichhaltig gewesen: aber darum ist die Sache doch längst noch nicht zu Gunsten der atheistischen Weltauffassung entschieden!

Man pflegt jetzt häufig die apologetischen Erörterungen, insbesondere jede kosmologische Apologetik abzulehnen mit der Begründung, daß wir mit unserm Denken und Erkennen auch bei der allerweitesten Verfolgung der Kausalitätslinien doch niemals aus dem Weltzusammenhange hinauskommen, also auch niemals die Gottheit mit unserm Denken erreichen könnten. — Dies Räsonnement erscheint auf den ersten Blick einfach und einleuchtend, und doch ist ein Fehler darin, und der hängt zusammen mit einer unrichtigen, nämlich einseitigen und unvollständigen Erkenntnis der Kausalität. — Es ist sonderbar, aber wahr, daß dieser allerwichtigste Begriff in der ganzen Philosophie, der das fundamentalste Weltgesetz ausdrücken soll, noch in keinem der bekannten alten oder neuen Systeme vollständig aufgefaßt und richtig ausgebeutet worden ist. Darum ist es unumgänglich notwendig, das für alle Welterkenntnis und auch für die religiöse Erkenntnis so wichtige Kausalitätsgesetz hier von neuem zu erörtern und darüber wirklich klar zu werden.

Die Kausalität ist überall in der wirklichen Welt eine dreifache. Meistens wird nur die zeitlich fortschreitende Kausalität beachtet und schlechtweg „Kausalität" genannt, die beiden andern Kausalitätsreihen, welche immer mit der zeitlichen verbunden sind, bleiben meistens unbeachtet und werden nur bisweilen unvermerkt und ununterschieden mit in Betracht gezogen, wodurch dann auch nur Unklarheit und Verwirrung entsteht. — In Wahrheit ist es so, daß durch jeden Punkt der Wirklichkeit drei verschiedenartige Kausalitätsreihen gehen und alle drei zusammen erst die volle Wirklichkeit konstituieren; gerade so wie durch jeden Punkt des Raumes drei Linien oder „Koordinaten" gehen, die man nennen kann: Längen-

dimension, Breitendimension, Höhen- oder Tiefendimension. Wer eine dieser Koordinaten wegließe, würde kein richtiges und vollständiges Anschauungsbild und Verständnis von dem Raume haben, es würde ihm alle Stereometrie auf eine Planimetrie reduziert sein; und noch unvollkommener wäre die Raumesanschauung und Erkenntnis dessen, der überhaupt nur eine einzige Dimension, die Linie, in ihrer Vereinzelung beachtete. So hat auch derjenige nur ein recht unvollkommenes Verständnis von der Wirklichkeit, wer nur Eine Kausalitätslinie beachtet und untersucht.

Beginnen wir mit der allbekannten, so zu sagen augenfälligsten Art der Kausalität, der zeitlich fortschreitenden. Jede Veränderung der Dinge in der Welt um uns her (und auch unseres inneren Zustandes und Thuns), jeder Vorgang in der lebenden wie in der leblosen Natur bringt uns dieselbe zum Bewußtsein und nötigt uns zu der Erkenntnis, daß die Situation oder Thätigkeit eines Wesens in einem bestimmten Augenblick die zeitlich folgende Wirkung des Verhaltens im vorhergehenden Zeitabschnitt ist. Und auch da, wo eine Veränderung nicht zu bemerken ist, bedarf es keines großen Nachdenkens, sondern wird leicht erkannt, daß der jeweilige Zustand sich aus dem — gleicherscheinenden oder gleichbleibenden — vorhergehenden Zustande herschreibt.

Dabei ist aber zweitens zu beachten, daß kein Wesen ein völlig isoliertes ist, sondern jedes — körperliche wie unkörperliche — Wirkliche in einem Kausalzusammenhange mit anderen Wesen, mit seiner Außenwelt steht. In der ganzen Körperwelt wirkt die alles umfassende Anziehungskraft.*) In jedem Körperlichen wirken Adhäsions- und Kohäsionskräfte manchfacher Art; auch Repulsion und Spannung. Jedes Körperliche hat in jedem Augenblicke irgend eine gewisse Temperatur und diese ist einerseits beeinflußt von der näheren oder auch ferneren Umgebung und übt andererseits auch wieder

---

*) Man mag sie erklären wie man will oder auch als unerklärliche Thatsache einfach hinnehmen.

Wirkung auf das andere aus. Diese kurzen Hinweisungen werden wohl genügen, uns den mannigfachen, ja im Grunde unendlich vielfältigen Kausalkonnex, Wirkungszusammenhang als eine thatsächliche Eigentümlichkeit alles Wirklichen ins Bewußtsein zu rufen. Und wie jedes Körperliche eine gewisse Größe, eine gewisse Masse hat, die in sich selber (in ihren kleinen und kleinsten Teilen) und mit der gesamten Außenwelt in kausalem Zusammenhang ist, so ist auch jede Kraft, jede Seele, ja jede Seelenregung, jede Empfindung, Vorstellung, Bestrebung nichts punktuell Einfaches und Isoliertes, sondern hat immer eine gewisse Größe, Stärke, Fülle und innerlichen Zusammenhang.

Das ist die zweite Art, die verbindende Kausalität. Sie macht die Dinge erst zu einer „Welt"; und diese kausal zusammenhängende Welt hat nun in allen ihren Teilen eben auch jene zeitlich fortschreitende Kausalität. Beide Kausalitäten, die verbindende und die zeitliche, gehören immer zusammen, sind immer zusammen; aber sie sind nicht identisch.

Kämen nun bloß diese beiden Kausalitätsarten, die zeitliche und die verbindende, in Betracht, dann müßte man anerkennen, daß unsere Erkenntnis im Verfolgen der Kausalitätslinien des Wirklichen niemals aus dem, was wir „Welt" nennen, d. h. aus dem Komplex der unter sich verbundenen, zeitlich existierenden Einzelwesen, hinaus kommen könnte! Es ist aber für die Wirklichkeit dieser vor uns liegenden, sich uns bezeugenden Welt auch noch eine dritte Kausalität unentbehrlich und thatsächlich vorhanden. Das ist die Daseinwirkende Kausalität. Alles Wirkliche hat seine zureichende Ursache. Jede Wirkung entspringt einer verursachenden Kraft, oder, wie vorhin betrachtet ist, einer Kooperation von Kräften. Daß ein Wesen — mit seiner ganzen Eigentümlichkeit, seinem ganzen Kausalverhalten — zeitlicher und verknüpfender Art — überhaupt existiert, das erfordert eine gewisse Energie. Energie ist ein Kausalverhalten. Wir können diese dritte Art

von Kausalität nennen: Dasein wirkende oder „schöpferische"*) Kausalität. Die ganze zeitliche und zu einem kausalen Ganzen zusammengehörige Welt muß eine ihre Existenz begründende Ursache von unendlicher Tiefe haben. — Das ist ja ein der Theologie nicht fremder Begriff, aber hier ist er zunächst nur aus der allgemeinen Kausalerfahrung und dem Kausalbewußtsein gewonnen.

Man wird einwenden, daß solche Kausalerfahrung nicht vorliege. In der That nicht als Anschauung oder Erfahrung von einem längeren oder gar unendlichen Verlaufe. Aber einer vielumfassenden oder gar allumfassenden Erfahrung bedarf es zur Erkenntnis dieser Kausalität ebensowenig, wie zur Erkenntnis der zeitlich unendlichen Kausalität, die uns ja allen absolut feststeht, obgleich wir nur von einem kleinen Ausschnitt derselben an einem kleinen Teil des Universums Erfahrung haben. Wo das Bildungsgesetz einer Reihe erfahren, erfaßt und erkannt ist, da ist uns auch durch den gegebenen Abschnitt die ganze Reihe bis ins Unendliche gegeben und festgestellt. So ist es mit der Zahlenreihe, die wir nicht erst bis ins Unendliche durchzählen und ausprobieren müssen, um ihre Unendlichkeit und alle darin beschlossen liegenden Verhältnisse zu erkennen. So ist es mit der mathematischen Linie, deren Unendlichkeit uns unumstößlich ist, auch ohne unendlich weit gehende Erfahrung oder Anschauung. Thatsächlich ist uns ein Stück der zeitlichen und ein Stück der verbindenden Kausalität gegeben; und weil wir beide in uns selber erleben, in unserm Seelenleben unmittelbar daran teilhaben, weil wir in beiden Beziehungen selber kausale Wesen sind, darum haben wir auch ein Verständnis für diese Kausalitäten; weil wir das Kausalverhalten als eine Wesensnotwendigkeit des Wirklichen in uns erleben, darum statuieren wir diese Kausalitäten überall, d. h. auch da, wo unsere Erfahrung nicht hingekommen ist.

---

*) Mit dieser Benennung soll hier noch nicht etwa ein religiöser Begriff verbunden sein.

So ist uns nun auch von der dritten Kausalität, der schöpferischen, zwar nur ein Stück, nur ein kleiner Abschnitt in der eigenen Erfahrung gegeben; aber das ist auch genug, um uns derselben überhaupt bewußt zu werden, um ein Gefühl und bei klarem Nachdenken ein Bewußtsein, eine Erkenntnis davon zu haben. — Und welches ist das in der Erfahrung gegebene Stück der schöpferischen Kausalität? Das ist die Thätigkeit unseres Denkens! die Produktion unserer eigenen Gedanken, auch unserer Willensentschlüsse. Dieselben entstehen ja keineswegs aus einem Nichts, sondern aus unserem eigenen (geistigen) Wesen, welches eine eigene innere Kausalität hat. Diese eigene Geistesthätigkeit und innere Erfahrung befähigt uns überhaupt zu dem Gedanken und zu der Erkenntnis einer schöpferischen Energie, einer Daseinwirkenden Kausalität*).

Es giebt wohl noch heute im „Zeitalter der allgemeinen Bildung" Menschen, denen die dreifache Dimension des Raumes nie klar zum Bewußtsein gekommen ist. Es liegen ja alle drei Dimensionen in jedem körperlichen Gegenstande, in jedem räumlichen Gebilde sichtbar vor unseren Augen. Aber die unterscheidende Zusammenfassung derselben ist doch erst ein Akt der bewußten Erkenntnis, der zu der einfach kindlichen Raumesanschauung erst noch hinzugetreten ist. So sind auch die drei Kausalitätsdimensionen in ihrer Unterschiedenheit und

*) Es sei hier schon vorläufig darauf hingewiesen, daß diese dritte Kausalität, als die Verwirklichung oder Entfaltung einer immanenten Energie, auch den nach dem einseitigen Prinzip der mechanischwirkenden Kausalität so scharf abgewiesenen und zum Verständnis der thatsächlichen Wirklichkeit des organischen und des geistigen Lebens dennoch unentbehrlichen Begriff der Zweckthätigkeit — bewußter und unbewußter „Zielstrebigkeit" — in sich einschließt, so daß man also nicht berechtigt ist, wie es meistens geschieht, Kausalität und Teleologie als zwei sich gegenseitig ausschließende Weltprinzipien anzusehen und die letztere wegen der Unabweislichkeit der ersteren einfach zu verwerfen. Eine Weltbetrachtung, welche die Teleologie verneint, wird der Wirklichkeit nicht gerecht. Die Erkenntnis der dreifachen Kausalität giebt die einfache Lösung der Schwierigkeit.

Zusammengehörigkeit wohl vielen Menschen noch niemals klar zum Bewußtsein gekommen; es bedarf dazu eben auch eines Erkenntnisaktes, einer ausdrücklichen unterscheidenden Zusammenfassung. Wer dieselbe einmal vollzogen hat, dem ist die damit gewonnene Anschauung und Erkenntnis des Kausalitätsgefüges der Wirklichkeit ebenso selbstverständlich und unverlierbar, wie die Anschauung und Erkenntnis des dreifach dimensionierten Raumes dem, der sie einmal in sich aufgenommen hat.

Diese Erörterung über die Kausalität erschien hier unumgänglich. Denn es ist von höchster Bedeutung für alle philosophische, insbesondere kosmologische Apologetik, daß jener einleuchtende Satz: „Durch Verfolgung der Kausalitätslinien kommen wir nie über die Welt hinaus zu einem überweltlichen Wesen“ auch richtig verstanden werde, und ihm ja nicht etwa infolge einer ungenauen Fassung des Begriffes „Kausalität“ eine absolute Geltung beigemessen werde, die er eben nicht hat.

Es ist wahr, wenn wir in der wirklichen Welt die Linien der zeitlichen Kausalität rückwärts verfolgen, so bleiben wir immer innerhalb der zeitlichen Welt. Wir können wohl von jedem Weltzustande ins Ungemessene weiter, konstruierend oder auch phantasierend, auf einen vorhergehenden Weltzustand zurückgreifen; aber wo auch immer unser Denken weilt, ist ein zeitlicher Weltzustand. Auf einen Punkt vor aller Zeit kommen wir auf der zeitlichen Kausalitätslinie nie. Ebenso können wir, mit Phantasie oder Konstruktion, den Kausalkonnex ins Ungemessene verfolgen, können eine schier unendliche Welt (wenn's beliebt auch mit körperlicher und räumlicher Unendlichkeit) jedenfalls mit einer unendlich reichhaltigen netzartigen Verknüpfung des Wirklichen unter sich statuieren; aber niemals kommen wir auf diesem Wege aus dem Konnex der Einzelwesen heraus, so daß wir sagen dürften: hier ist ein Alles umschließender Kreis göttlicher Kausalität, gesondert und geschieden von der Welt der Einzeldinge.

Aber mit der dritten Kausalität, der schöpferischen oder der Daseinsbegründung verhält es sich anders. Frei-

lich ist auch durch den Regreß auf den Linien dieser Kausalität selbstverständlich nie ein Wesen zu erreichen, welches losgelöst wäre von der Welt der Erscheinungen. Danach steht aber auch keines vernünftigen Menschen Sinn. Einen deistischen Gottesbegriff können und wollen wir gar nicht erreichen. Wohl aber führt uns die dritte Kausalität aus dieser vor uns entfalteten, unserer Wahrnehmung sich bezeugenden Welt hinaus *in eine Wirklichkeit*, die mit *ihrer verborgenen Energie* den wahrnehmbaren Weltdingen *Existenz* giebt. Das ist eine Wirklichkeit, die wir nach dem herkömmlichen Begriff und Sprachgebrauch nicht mehr „Welt“ nennen können.

Ob aber diese Welt-erschaffende Wirklichkeit, diese Daseins-ursache aller Dinge das ist, was wir unter „*Gott*“ verstehen, ist hiermit noch nicht entschieden. — So viel zwar ist schon aus dem hier dargelegten, objektiv gegebenen Kausalgefüge sicher:

1., daß die verborgene Welt-schaffende Wirklichkeit einen innerlichen Zusammenhang in sich, eine *innerliche Einheitlichkeit* haben muß; sonst könnte auch die entfaltete Welt der Einzeldinge nicht den thatsächlich vorhandenen Kausalzusammen-hang haben.

2., daß sie eine *unendliche Energie*, eine *unendliche Schöpferkraft* haben muß, weil sie ja in sich selbst einen *unendlichen* Prozeß der Seinsbegründung hat. Denn so wenig die Zeit, oder eine mathematische gerade Linie da erst anfängt, oder da aufhört, wo man zufällig oder willkürlich ihren Anfang oder ihr Ende bezeichnet, ebensowenig beginnt der Prozeß der Seinsbegründung erst da, wo wir ihn beachten, beim Eintritt in die sinnlich wahrnehmbare Welt.*)

3. Diese verborgene Energie ist nicht bloß in irgend einem Zeitabschnitt, sondern für den ganzen zeitlich dauernden Verlauf der Erscheinungswelt als Weltursache vorhanden; sie ist zeitlich ebenso unbegrenzt, wie die zeitliche Kausalreihe, d. h. „*ewig*“.

---

*) Daß uns die Anschauung davon fehlt, und die Vorstellungs-kraft dafür ausgeht, ist kein Hindernis für den thatsächlichen regressus und progressus in infinitum.

Diese drei Wesensbestimmungen: die Einheitlichkeit, die unendlich tief entspringende Kraft und die Ewigkeit, so wichtig und notwendig sie für den Gottesbegriff sind, statuieren allein denselben doch noch nicht. Ja auch wenn wir, ähnlich wie die alten Stoiker es gethan, wegen der Thatsache eines Lebens in der Welt die Energie des Ganzen als eine Leben-schaffende Energie anerkennen, so ist damit der Gottesbegriff doch noch nicht erreicht, sondern im Grunde nur eine pantheistisch gedachte Weltkraft.

Wir aber fragen nach einem persönlichen Gotte. Auch der pantheistisch gesinnte Philosoph und Naturbetrachter erkennt eine einheitliche Naturordnung an, auch eine einheitliche und Leben-wirkende Kraft darin, als den Quell und Komplex aller einzelnen Naturkräfte, und weil die „Zielstrebigkeit“ *) in der organischen Welt nicht zu leugnen ist, vindiziert er folgerichtig auch jener einheitlichen Weltkraft eine Zielstrebigkeit, d. h. „zweckmäßiges Wirken, aber nur ein unbewußtes.**)

So nahe es nun auch dem menschlichen Denken liegt, überall wo wir eine Ordnung merken, auch einen bewußten Plan anzunehmen, so wird diese Annahme doch von kritischen Geistern durchaus bestritten, und zwar hauptsächlich durch den einleuchtenden Hinweis darauf, daß thatsächlich auch in der organischen Welt, im Pflanzenleben wie im animalischen Leben viel Zweckmäßiges geschieht, wovon die betreffenden Wesen gar nichts wissen. So könne also auch von der zentralen Naturkraft viel Zweckmäßiges gewirkt werden, ohne daß diese selbst irgend einen Plan, irgend ein Bewußtsein habe. Mit andern Worten: es sei wohl möglich, daß nur eine unbewußte, so zu sagen schlummernde Intelligenz in der Welt wirksam sei. — Dagegen ließe sich an sich nichts einwenden, wenn es sich nur

---

*) Diese Bezeichnung, die E. v. Baer statt Zweckthätigkeit gebraucht hat, ist sehr passend und läßt den umstrittenen Begriff einer bewußten Absicht zunächst noch beiseite.

**) Bekanntlich hat E. v. Hartmann sein Weltprinzip darum auch geradezu das „Unbewußte“ genannt.

um das Leben oder um Lebensthätigkeiten unbewußter Wesen handelte, obgleich sich wohl kaum jemand, der irgendwo eine ihm bisher unbekannte kunstvolle Maschine fände, überreden ließe, daß dieselbe rein zufällig, ohne vorbedachten Plan, nur aus dem Spiel mechanischer Naturkräfte entstanden sei; und doch ist ein lebendiger Organismus mindestens so kunstvoll und zweckmäßig aufgebaut, wie die kunstreichste Maschine nur sein kann.

Die Frage, ob denn überhaupt planmäßiges Hinstreben nach einem Ziele ohne irgend einen bewußten gedankenmäßigen Plan, sei es des ausführenden Subjektes, sei es eines dahinter verborgenen Agens, möglich ist oder nicht; mit anderen Worten, ob eine latente, schlummernde Intelligenz schon Jahrtausende vor dem ersten Aufwachen und Bewußtwerden wirksam und wirklich vorhanden sein konnte, oder ob ein bewußter Plan, eine bewußte Intelligenz in jener unendlichen, schaffenden Energie sein und gewesen sein müsse: diese Frage läßt sich so in abstracto gar nicht entscheiden. Aber diese Frage braucht auch gar nicht isoliert entschieden zu werden, weil neben der Thatsache planmäßiger Wirkungen in unbewußten Einzeldingen auch die Thatsache bewußt wirkender Intelligenz von Einzelwesen steht: Die ganze bewußte Geistesthätigkeit der Menschen ist ja ebenso eine Thatsache der Wirklichkeit, wie das Spiel der Naturkräfte, und dieser Umstand ist es, der uns mit logischer Notwendigkeit zwingt, jener Alles kausierenden Energie auch die Fähigkeit zuzuschreiben, Akte des Bewußtseins hervorzubringen.

Die kunstreichste Maschine, die durch bewußte, planvolle Intelligenz zugerichtet arbeitet, ist doch niemals imstande, aus sich selbst einen bewußten Gedanken, ein bewußtes Gefühl, oder klaren Willensakt zu erzeugen. Selbst die tönenden Worte eines Phonographen, selbst die durch Klaviaturmechanismus einer Setzerei und Druckerei hervorgebrachten planmäßigen Buchstabenreihen haben an sich selber noch kein Bewußtsein, und wirken auch kein Bewußtsein, wo nicht andere (organische und geistige) Faktoren es bewirken oder schon be-

wirkt haben. So kann auch weder der ganze, kunstvolle, planmäßige Makrokosmus, noch der Mikrokosmus eines menschlichen, physischen und psychischen Organismus allein durch eine in ihm waltende latente Intelligenz irgend einen Akt von Bewußtsein erzeugen; vielmehr muß dabei ein geistiger Faktor, eine auf bewußtes Leben hinzielende Energie im Spiele sein; und dies „im Spiele sein" heißt eben die organischen Funktionen beherrschen, dirigieren, zum bewußten Leben oder Geistesleben hintreiben. Mit anderen Worten: das thatsächlich vorhandene geistige, bewußte Leben der (menschlichen) Einzelwesen hat seine Ursache in einem geistigen, bewußten Wirken der Alles schaffenden Energie.

Eine gleichsam schlafende Weltseele, etwa wie die in den Pflanzen wirkende organische Energie, würde als Weltprinzip ausreichen, wenn kein animalisches und kein menschliches Leben in Betracht käme.

Es ist also nicht etwa allein die Existenz der Organismen, die Existenz planmäßiger Organe für geistige Thätigkeit, sondern einerseits die Organismen-bildende Lebensthätigkeit, anderseits die geistigen Funktionen dieser Organismen selbst, um deretwillen wir der Alles schaffenden Energie ein bewußtes geistiges Streben zuschreiben müssen. Bewußtes geistiges Streben ist aber immer persönliches Leben.

Wir dürfen die Bezeichnung „Leben" für dieses geistige, bewußte, persönliche Wirken der Welt-begründenden und -belebenden Energie wohl brauchen, wenngleich damit nicht der Begriff eines körperlichen Organismus, auch nicht der des Stoffwechsels verbunden ist, also nicht ein physisches Leben gemeint ist.

Wir haben hier nur so im allgemeinen von dem menschlichen Geistesleben gesprochen, welches als Thatsache der wirklichen Welt auf eine geistige Ursache zurückgeführt werden muß. Noch einleuchtender und verständlicher wird diese allgemeine Wahrheit, sobald wir das menschliche Geistesleben nach seinem Inhalte betrachten. Es handelt sich ja nicht bloß um das bewußte Gefühl von Lust oder Unlust,

nicht bloß um das bewußte Auffassen und Überdenken von irgend welchen Dingen oder Verhältnissen, nicht bloß um ein mit Überlegung und Auswahl verbundenes Begehren oder Wollen gleichgültiger Objekte, sondern — mit einem Worte gesagt — der Menschengeist ist ein zu moralischem Verhalten geschaffenes und innerlich getriebenes Wesen.

Hier stoßen wir auf das (unnötigerweise mit vielen tendenziösen Verdunkelungen belastete) Problem von der historischen Entstehung der Moralbegriffe; doch können wir in diesem Zusammenhange daran vorübergehen: denn selbst wenn es wahr wäre, daß die Moralbegriffe und -gefühle dem Menschengeschlechte so allmählich aus dem Gemeinschaftsleben beim Kampf ums Dasein sich ergeben und befestigt und immer weiter ausgebildet hätten, so könnte der geschichtlich natürliche Verlauf der Sache doch die logische Forderung nicht beseitigen oder abschwächen, daß die Moral im letzten Sinne als ein Ergebnis oder ein Werk der Alles kausierenden Energie begriffen werden muß. Welches aber auch die geschichtliche Entwicklung der Moralbegriffe und -gefühle in der Menschheit wie im Individuum sein mag: immer stellt die Moral eine Norm des Verhaltens auf, welche mit dem einfachen Naturtriebe nicht identisch ist; immer vindiziert die Moral einem gewissen Thun oder Verhalten einen Wert oder einen Vorzug, der mit dem natürlichen Vorteil nicht kongruiert; immer bringt die Moral zu dem Begriff des Nützlichen einen anderen, den sie höher stellt, den des Guten. Trotz aller Verschiedenheit der moralischen Anschauungen, trotz aller Verirrungen und Verdunkelungen des moralischen Bewußtseins, trotz aller Schwäche und Lückenhaftigkeit des moralischen Gefühls: das ist doch ein gemeinsamer Grundzug aller Moral, daß unter ihrem Einflusse das menschliche Verhalten, statt einfach der natürlichen Selbstliebe, dem Selbsterhaltungstriebe zu entsprechen, in irgend einer Weise, in irgend einem Sinne Selbstbeschränkung, Selbstlosigkeit zeigt, und zwar verbunden mit Rücksicht auf Andere. Also daraufhin drängt oder treibt diejenige Wirksamkeit des schaffenden

Urgrundes, welche in dem Menschengeiste — auf irgend einem Wege — moralisches Bewußtsein und moralisches Verhalten erzeugt. Das ist aber ein geistiges Ziel; das erfordert auch eine geistige Wirksamkeit, und die kann nicht von einer bloß mechanischen, vegetativen oder animalischen Kraft ausgeübt sein, sondern nur von einer geistigen, bewußten, persönlichen Energie.

Damit ist nun in der That durch Verfolgung der Kausalitätslinien das konstitutive Moment des Gottesbegriffes, die Persönlichkeit erreicht.

Angesichts dieses Ergebnisses aus der Betrachtung der in der Wirklichkeit uns gegebenen dreifachen Kausalität scheint es angebracht, noch einmal ausdrücklich daran zu erinnern, daß gerade diejenige Kausalität, welche uns aus der zeitlichen und wahrnehmbaren Welt der Einzeldinge hingeführt hat zu einer unendlich tiefen, einheitlichen, ewigen und persönlichen Weltursache, in der empirischen Weltbetrachtung und in der landläufigen Naturphilosophie nicht mit berücksichtigt zu werden pflegt, und daß zur Erfassung dieser (dritten) Kausalität eben auch ein tiefer gehendes Bewußtsein als zur gewöhnlichen Weltbetrachtung gehört. Das freilich hat diese Erkenntnis mit aller Welterkenntnis gemein, daß auch sie eine Kausalitätserkenntnis ist. Anderes Erkennen giebt es überhaupt nicht. Nicht bloß vollzieht sich in allem Erkennen selber eine Thätigkeit, also eine Kausalität — nämlich zeitlich und verknüpfend und hervorbringend —, sondern auch der Anlaß dazu, das sich darbietende Objekt übt immer irgend eine Wirkung auf das erkennende Subjekt aus, verhält sich also immer kausal. Aber darin ist das Erkennen oder Innewerden der dritten Kausalität von dem Welterkennen verschieden, daß in diesem Akte die menschliche Seele nicht auf die zeitlichen Einzelwesen gerichtet und von ihnen affiziert ist, sondern sich des Zusammenhanges mit der ewigen unendlichen persönlichen Energie bewußt wird und deren Einwirkung

merkt; oder christlich ausgedrückt: daß sie darin auf Gott gerichtet und für göttliche Einwirkung empfänglich ist. Das ist aber ein „religiöses" Verhalten. Wir dürfen dies Beiwort recht wohl für diese dritte Kausalitätserkenntnis gebrauchen, wenn man nur nicht die Meinung damit verbindet, daß dieselbe weniger objektiv gegeben, weniger sicher und weniger zutreffend sei als andere Kausalitätserkenntnis.

Mit solcher Betrachtung des gesamten Kausalitätsgefüges hängt nun eine weitere, für das ganze sittlich-religiöse Leben hochwichtige Frage zusammen und scheint auf den ersten Blick in einem der christlichen Überzeugung zuwiderlaufenden Sinne beantwortet werden zu müssen; das ist die Frage nach der menschlichen Willensfreiheit.

---

3. Giebt es wirklich eine menschliche Willensfreiheit?

Es unterliegt keinem Zweifel, daß in der christlichen Religion die menschliche Willensfreiheit als etwas Selbstverständliches vorausgesetzt wird. Sowohl in der hl. Schrift wie im Leben der Christen basiert jeder sittliche Tadel und Vorwurf und jede Aufforderung zum sittlichen Lebenswandel, ja auch jeder Ruf zum Glauben, d. i. zu einem gottbezogenen Leben auf der Überzeugung, daß der Mensch freien Willen habe. —

Aber mancherlei Gründe sind dagegen ins Feld geführt worden. Für viele logisch denkende Menschen ist der stärkste Gegengrund wohl: die Unumstößlichkeit der Alles beherrschenden Kausalität. Andere Gründe werden hergenommen aus der Erfahrung und zwar aus der individuellen und aus der allgemeinen.

Ein besonders großes Gewicht hat nach der Meinung Vieler der auf die Statistik der Verbrechen gegründete Einwand. Wenn in einem gewissen größeren Bezirke in dem gleichen Zeitraume die gleiche Zahl von Verbrechen einer bestimmten Art zu geschehen pflegt, so deutet das — sagt man — auf eine verborgene innere Notwendigkeit. Wo aber Notwendigkeit herrscht, da sei die Freiheit ausgeschlossen. — Es ist eigentlich zu verwundern, daß dieses Räsonnement so viel Anklang und Anhang gefunden hat. Denn einerseits ist die gemachte Voraussetzung streng genommen gar nicht einmal

in der Erfahrung gegeben, und anderseits ist die daraus gezogene Folgerung ganz übereilt. Die Zahl bestimmter Verbrechen in der gleichen Zeit und in demselben Bezirke ist gar nicht eine konstant gleiche, vielmehr zeigt sich thatsächlich überall ein unberechenbares Schwanken. Soweit aber eine gewisse Regelmäßigkeit hervortritt, ist dieselbe wohl als ein Gradmesser der Volksmoralität, auch als ein bedeutsames Anzeichen der sozialen und wirtschaftlichen Zustände zu beachten: aber über die Motive, über die geistigen Ursachen der einzelnen Handlungen ist gar nichts daraus zu ersehen. Wenn aber die Statistik der Verbrechen die Motive, welche bei der einzelnen Handlung wirksam gewesen, überhaupt nicht mit angiebt, auch kaum jemals mit Sicherheit angeben kann, so kann sie selbstverständlich auch nie beweisen, daß unter all den geistigen Ursachen einer Handlung kein freier Willensentschluß gewesen.

Ein Vergleich diene zur Klärung der Sachlage! Angenommen, daß wirklich einmal — wie es ja vorkommen kann — die Zahl der Neujahrs-Bestellungen bei einem Postamte einige Jahre hintereinander genau oder fast genau gleich geblieben, so wäre das wohl im allgemeinen ein charakteristisches Zeichen für die Intensität des Briefverkehrs in jenem Bezirke. Aber aus dieser Zahl und ihrer Konstanz ließe sich doch durchaus noch nicht schließen, welchen Ursachen die einzelnen Briefe ihre Entstehung verdanken, wie viele aus geschäftlichem Interesse, wie viele aus Scherz und Uebermut, wie viele aus Freundschaft oder Liebe geschrieben sind; und wenn die Motive für den Einzelfall unbekannt sind, so ist auch ein ethisches Urteil darüber rein unmöglich; rein unmöglich also auch die Feststellung, daß bei all den wirksam gewesenen Motiven keinerlei freie Entschließung mitgewirkt habe.

Es ist wirklich Zeit, daß jene ganz unlogische Schlußfolgerung aus der Statistik endlich in ihrer Nichtigkeit erkannt und zu den Haufen der abgethanen Irrtümer gelegt werde.

Wichtiger ist die individuelle Erfahrung! Auch da freilich wird mit der Behauptung absoluter Gebundenheit des

Willens viel Unfug getrieben, am meisten von denen selber, welche gern ihre eigenen unmoralischen Handlungen mit dem Nicht-anders-können entschuldigen möchten. Wie mancher lasterhafte Mensch redet es sich und Andern vor, daß seine Naturanlage, seine Erziehung, seine Gewohnheit und auch die Lage der Dinge ihn mit Notwendigkeit zu seiner Handlungsweise zwinge. — Und weil eine gewisse Wahrheit in solcher Betrachtungsweise liegt, darum imponiert dieselbe und wird — irrtümlich — für absolut zutreffend gehalten! Es ist ja wahr, daß die Naturanlage, daß die Gewöhnung u. s. w. eine gewisse Macht über den Willen ausübt. Nicht wahr aber ist es, daß der Wille dadurch gänzlich und immer beherrscht und zu bestimmtem Thun gezwungen werde.

Wer die Willensfreiheit nicht anwendet und nicht übt (nicht anwenden und üben will!), der kennt sie nicht und urteilt daher aus einer beschränkten und unvollständigen Erfahrung. — Auch hier ein Vergleich aus der Betrachtung der Körperwelt. Wer nur das natürliche Gewicht des menschlichen Körpers und das spezifische Gewicht des Wassers in Anschlag bringt, der muß ja wohl urteilen, daß der Mensch in tiefem Wasser nicht imstande sei, sein Haupt über die Oberfläche zu erheben. Wer aber auch die Bewegung des Schwimmens und ihre Wirkung kennt und in Anschlag bringt, der urteilt richtiger und weiß, daß der Mensch durch die richtige Anwendung der ihm zu Gebote stehenden verborgenen Bewegungskraft sehr wohl imstande ist, das zu thun, was eine auf mangelhafter Erfahrung und Beobachtung gegründete Theorie mit logischer Notwendigkeit ihm absprechen würde.

So wird auch in Betreff der Willensfreiheit eine auf mangelhafter Beobachtung und Erfahrung ruhende Theorie trotz größter logischer Schärfe unrichtig sein. Das Grundlegende für alle Erkenntnis ist immer: Erfahrung. Gebrauche nur deine Willenskraft zum Guten! Dann wirst du sie auch erkennen und begreifen. Zweifle nicht, stelle nicht vor dir selbst und vor Andern deine Kraft zum Guten in

Abrede! Sei gewiß: du kannst es thun, was die Pflicht, was dein Gewissen, d. i. Gottes Antrieb, in dir gebietet — thue es nur! Dann hast du die Erfahrung der Willensfreiheit! Damit läßt sich dann auch ein logisches Verständnis derselben gewinnen.

Auch hierin können wir Menschenkinder — nämlich die an ihrer Willenskraft irre geworden sind — von den Vögeln unter dem Himmel lernen, nämlich Vertrauen lernen. Freilich ist das Vögelein körperlich vielmal schwerer als die Luft; und wenn es grübeln könnte und wollte, würde es denken müssen: in dem leichten Element kann ich nicht schweben! „mich schuf aus gröberem Stoffe die Natur“ und an der Erde hält mich die Notwendigkeit. Aber es kann nicht grübeln, auch an der ihm zu Gebote stehenden verborgenen Kraft nicht zweifeln. So fliegt es einfach auf, und darin kommt dann thatsächlich eine Kraft zur Entfaltung, die von anderer Art und Herkunft ist als die nur mechanisch wirkende Schwerkraft. — So sollte auch der Mensch nur frisch und zuversichtlich dem höheren geistigen Naturtriebe folgen, Gebrauch machen von der über alle stofflichen Kräfte erhabenen, verborgen in ihm liegenden Geisteskraft und sollte nimmer sich selbst vorreden: „mich schuf aus gröberem Stoffe die Natur“ — und wenn's auch leider zutreffen mag, wie es dort wörtlich weiter lautet: „und zu der Erde zieht mich die Begierde“, so zieht und bindet die Begierde doch nicht mit unbesiegbarer Naturnotwendigkeit.

Das also ist und bleibt für die Lösung des Problems der Willensfreiheit das Erste und Wichtigste, daß wir sie in unserm eigenen innern Leben erfahren — nicht etwa zweifelnd und zaudernd nur daran herumprobieren, sondern sie mit Entschiedenheit und Stetigkeit einfach ausüben! Gleichwie der Schwimmende im Wasser die nötigen Bewegungen einfach, ruhig, sicher und bestimmt macht, nicht aber ängstlich und unsicher umherschlagen und zweifelnd probieren darf. Aber mit diesem Ersten und Wichtigsten, d. h. mit der thatsächlichen, unbestreitbaren Erfahrung der Willensfreiheit

ist das „Erkenntnisproblem" derselben noch nicht gelöst; vielmehr tritt es dadurch dem logisch nachdenkenden Menschen nur um so ernsthafter und wichtiger auf und fordert zu immer schärferem und ernsterem Nachdenken auf.

Wir lassen also die leichtfertigen, nur das Laster beschönigenden Behauptungen des unmoralischen Menschen, daß er in allen seinen Willensakten sich durch eine zwingende Notwendigkeit bestimmt sehe, beiseite. — Wenn aber ein ernster, moralisch energischer Mensch, der auch durch Erfahrung das Bewußtsein einer Kraft des freien Willens gewonnen hat, mit logischer Genauigkeit die allumfassende Kausalität des Urgrundes aller Dinge erwägt, dann muß einem solchen allerdings eine ernste Beunruhigung entstehen, deren Lösung aufs dringlichste zu suchen ist. Gewinnt er die Einsicht, wie die Willensfreiheit bei der unumstößlichen Thatsache der Kausalität bestehen kann, nicht, dann kann er unter Umständen — wenn er mit seinem Denken von dem Problem nicht losläßt — dahin kommen, daß er das Gefühl und Bewußtsein der Willensfreiheit für eine „Illusion", für eine Selbsttäuschung erklärt. Ein verzweifelter Ausweg! Wer den erwählt, müßte konsequentermaßen überhaupt auf alle Erkenntnisgewißheit verzichten; denn was kann uns noch feststehen, wenn die unmittelbarste innerste Erfahrung als völlig falsch angesehen werden muß?

Trotzdem müssen wir dieser Erklärung, weil gar mancher moralisch strenge, ernste Mensch ihr beipflichten zu müssen glaubt, näher treten. Man sagt, der Mensch bilde sich ein, freie Willensentscheidung zu haben, weil er unter Umständen vor der Entscheidung in seinen Erwägungen hin- und herschwankt und es selbst nicht merkt, daß schließlich doch unter den widerstreitenden Motiven das stärkste zur Geltung kommt; er schätze die Stärke der verschiedenen in ihm selbst liegenden, durch Anlage, Gewohnheit, Erziehung u. s. w. entstandenen Antriebe nicht klar und richtig. — Nun, es mag wohl sein, daß wir oft über die Stärke eines Triebes in uns, über die Macht der Gewohnheit und andern Kräfte unseres innern

Lebens selbst nicht klar sind; es mag auch vorkommen, daß wir in einem einzelnen Falle uns täuschen über den Ursprung einer eigenen Willensentscheidung, unsern Willen noch für undeterminiert halten, wo er schon determiniert ist. Aber durch die absolute Beseitigung des freien Willens wird der ganze Begriff des „Guten" (wie auch des „Bösen") gänzlich vernichtet; dasselbe wird seines eigentümlichen Charakters entkleidet; damit fällt die ganze Sittlichkeit in nichts zusammen, deren sich der moralische Mensch doch als seiner besonderen eigentümlichen, ihn auszeichnenden Aufgabe aufs tiefste bewußt ist.*)

Vor allem steht die Theorie des Determinismus in Widerspruch zu dem nicht zu tilgenden Bewußtsein der Verantwortlichkeit des Menschen für sein Thun. Wenn wirklich immer nur mit Notwendigkeit gegebene und mit unbedingter Notwendigkeit wirkende Motive unser Verhalten bestimmen, dann kann von einer persönlichen Schuld bei Verfehlungen und Verbrechen keine Rede mehr sein. Und doch bezeugt das strafende Gewissen unzweifelhaft die persönliche Schuld. Das strafende Gewissen ist eben nicht etwa ein gewöhnliches, allgemeines Gefühl des Schmerzes oder der Betrübnis, sondern etwas ganz Eigenartiges, nicht der Stärke nach, sondern seiner Art nach verschieden von der Betrübnis oder dem Ärger über irgendwelche unabwendbaren Mißverhältnisse. Der größte Schmerz über irgend einen Verlust ist doch nicht gleich dem schmerzlichen Bewußtsein: Ich bin schuldig! ich habe Unrecht gethan! — Wer diese Verschiedenheit verwischen oder leugnen will, der hebt das ganze sittliche Bewußtsein auf.

*) Das ist ja einzuräumen, daß auch bei absolutem Determinismus immerhin Ermahnung und Erziehung noch einen guten Sinn haben kann, sofern der Ermahnende und Erziehende darauf hinarbeitet — und zwar vermöge einer auch ihn treibenden innern Notwendigkeit darauf hinarbeiten muß —, daß die edleren Motive in der Seele des Zöglings angeregt und gestärkt werden; aber seinen Charakter und eigentlichen Wert hat das „Gute" dann nicht mehr, wenn es nicht mehr Sache freiwilliger Gesinnung sein soll.

Da ist es denn doch geboten:, ehe wir das Bewußtsein der Willensfreiheit und damit das ganze sittliche Bewußtsein für Illusion erklären, daß wir lieber zuvor „die Akten des Prozesses noch einmal revidieren“ und genauer zusehen, ob denn wirklich jede freie Entschließung durch die freilich nicht wegzubringende Kausalität ausgeschlossen wird.

Mit der groben und unhaltbaren Theorie der Materialisten, daß alle Geistesthätigkeit und so auch alle Willensakte nichts anderes seien als ein notwendiges Produkt der Funktionen des Stoffes, haben wir es hier nicht mehr zu thun. — Auch lassen wir hier für unsern Zweck, um den entscheidenden Punkt möglichst klar zu erfassen, die unbestrittene Thatsache der Mitbeeinflussung geistiger Akte durch den Zustand der körperlichen Organe einmal beiseite und richten unsere Untersuchung nur auf die geistigen Ursachen der menschlichen Willensakte.

Daß auch auf geistigem Gebiete die Kausalität ausnahmslose Gültigkeit hat, davon sind wir überzeugt, auch ohne daß dieselbe in allen Einzelfällen nachweisbar ist. Jede Wirkung hat ihre Ursache oder ihren Komplex von Ursachen; und jede Ursache und so auch jeder Komplex von Ursachen ist wiederum kausiert durch andere Ursachen oder wirkende Umstände, die davor liegen, ringsum liegen und zu Grunde liegen; und jede Wirkung muß genau so ausfallen, wie es durch die zusammenwirkenden Ursachen bedingt ist. So ist denn — wie es scheint — jede geistige Thätigkeit, also auch jeder Willensakt unabwendbar festgelegt, schon ehe er vollzogen wird: d. h. eine freie Entscheidung ist überhaupt ausgeschlossen.

Zu demselben Ergebnisse kommen wir auch, so scheint es, wenn wir jede der drei Kausalitäten einzeln für sich in Betracht ziehen. — Wie wir erkannt haben, ist in jedem Punkte einer wirklichen Aktion, also auch einer geistigen Aktion

1. eine zeitlich fortschreitende Kausalreihe wirksam. Der unmittelbar vorhergehende Zustand, ja die ganze Reihe aller vorhergehenden Zustände oder Entwicklungsphasen des

betreffenden Subjektes bedingt auch die Aktion in dem bestimmten Momente, bedingt jeden Wunsch nach Richtung und Kraft, jeden Entschluß und jede That. — Wo bleibt da Raum für eine freie Willensregung?

2. Die verknüpfende Kausalreihe macht jedes einzelne Wirkliche abhängig von seiner ganzen Umgebung, ja indirekt von der ganzen Welt ringsum. Auch innerhalb der individuellen Seele ist ein Zusammenhang, eine gegenseitige Beeinflussung aller Regungen, die zum geistigen Leben gehören, der Empfindungen, der Vorstellungen, der Begehrungen, der Überzeugungen, der Grundsätze u. s. w., ebenso wie ein kausaler Zusammenhang des ganzen individuellen Seelenlebens mit der geistigen Außenwelt vorhanden ist. Mit andern Worten: der in sich zusammenhangsvolle geistige Mikrokosmos, der zugleich mit dem ganzen Makrokosmos in Konnex steht, bestimmt auch jede einzelne Willensregung. — Wo bleibt da Raum für eine freie Willensentscheidung?

3. Wie das Dasein und das So-sein jedes einzelnen Wirklichen durch die alles schaffende Energie kausiert ist, so natürlich auch die menschliche Seele, so auch jede ihrer Willensregungen. — Wo bleibt da Raum für einen freien Willensakt?!

Und hier, bei dieser dritten Kausalität liegt für unser Problem die letzte Entscheidung. Wäre das Individuum nach seinem Wesen, welches ja der alles schaffenden Kausalität entstammt, frei, dann würde es allerdings (wenigstens bis zu einem gewissen Grade) selbstbestimmend und frei in die zeitliche Kausalreihe und ebenso auch in den Konnex der Welt eingreifen können. Aber das ist eben — wie es hier scheint — das nicht zu beseitigende Hindernis: das geistige Einzelwesen ist in seinem ganzen Dasein und So-sein gewirkt und darum abhängig von dem Urgrunde aller Dinge.

Gesetzt, ein wahrheitsliebender Mensch hat eine Erklärung abzugeben, die kein Anderer kontrollieren kann. Sein innerstes Gefühl treibt ihn, die Wahrheit zu sagen; Rücksicht auf Vorteil oder Ehre rät ihm, die Wahrheit zu verdecken. Er schwankt. Wodurch wird seine Entschließung bestimmt werden?

Doch wohl durch dasjenige Motiv, welches im Grunde das stärkere in seinem Wesen ist. Nehmen wir an: er folgt seiner Wahrheitsliebe. Da muß man doch unter dem Gesichtspunkte der Kausalität sagen: der Urgrund aller Dinge, die schöpferische, göttliche Wirksamkeit hat in ihm diese so überwiegende Wahrheitsliebe im allgemeinen und jetzt auch im besondern diesen wahrheitsgemäßen Entschluß gewirkt, sie hat ihm eben dies Motiv stärker gegeben und stärker erregt als die widerstrebenden! Schon in dem Bewußtsein von Recht und Unrecht, schon in dieser ethischen Einsicht ist ihm auch ein gewisser Antrieb zum Guten gegenüber dem natürlichen selbstischen Triebe gegeben.

In der That, die Ursache für das Überwiegen des Ethischen wird man über das Individuum hinaus verfolgen und in der alles kausierenden göttlichen Wirksamkeit suchen müssen. Und das entspricht zugleich aufs genaueste dem reinsten christlichen Bewußtsein. „Gott ist es, der beides in euch schafft, das Wollen und das Vollbringen.“ „Denn wo was Guts von mir geschicht, das wirket nur Dein göttlich Licht.“ Ja im letzten Grunde ist es Gottes Wirksamkeit, die uns die Wahl giebt zwischen Gut und Böse und zugleich den Antrieb zum Guten und jede Kraft dazu. Und doch giebt's im Verlaufe dieser göttlichen Kausalität eine Stelle, wo menschliche Freiheit entsteht und wirksam wird und wo denn auch des Menschen Verantwortlichkeit begründet liegt.

Das wäre wohl leicht erweislich, wenn wir sagen dürften: es ist in des Menschen Hand gelegt, ob er den göttlichen Antrieb wirksam werden, die ihm dargebotene Gotteskraft zum Guten in Aktion treten lassen will, so wie es dem Maschinisten auf der Lokomotive überlassen ist, durch einen einzigen Griff, durch eine Hebeldrehung die vorhandene ungeheure Kraft zur Wirksamkeit zuzulassen, daß sie ihn selber samt dem ganzen Zuge bewegt. Aber in diesem Bilde für des Menschen freie Entscheidung über das Wirksam-werden der so viel größern Kraft und ihre Zulassung auf ihn selber bleibt zu-

nächst unzutreffend der Umstand, daß der Wille des Maschinisten seiner Maschine gegenüber frei und unabhängig ist, hingegen die ethische Entscheidung des Menschen, ob er den göttlichen Antrieb zulassen will, daß er wirksam in ihm werde, doch offenbar selbst eine Aktion ist, wofür als letzte Ursache wiederum eben die alles begründende göttliche Kausalität stehen bleibt.

Doch Eins ist bei dieser Erörterung bisher noch nicht in Betracht gezogen: nämlich der Umstand, daß die Menschenseele nicht etwa bloß ein punktuelles Glied der Kausalreihen ist, sondern ein wirkliches Wesen von einem gewissen Umfange.

In Bezug auf die zeitliche Kausalität ist ja die Thatsache, daß die Seele eine gewisse Strecke des Verlaufs als eigenes Leben umspannt, evident und selbstverständlich. Auch in Bezug auf die verknüpfende Kausalität ist es leicht einzusehen, daß sie einen gewissen Umfang zusammenhängender Wirklichkeit hat. Die ganze Welt ihrer Vorstellungen, ihrer Erinnerungen, ihrer Begehrungen, ihrer ethischen Anschauungen und Gewöhnungen, die ganze in sich zusammenhängende Summa ihres Fühlens, Denkens und Wollens bezeugt es, daß sie nicht bloß Brennpunkt oder punktuelles, ausdehnungsloses Glied der Kausalreihen ist.

Ebenso nun ist auch nach der dritten Kausalrichtung die Menschenseele mehr als ein bloßer Aktionspunkt. Wäre sie hier nur ein ausdehnungsloser Durchgangspunkt, dann freilich wäre alle ihre Aktivität auch ohne Rest nur Wirkung eines andern, eines fremden Etwas; und damit wäre jede Selbständigkeit, also jede Freiheit auch völlig ausgeschlossen. — Bei einer bloß logischen Erörterung der Hineingehörigkeit der Seele in den allgemeinen Kausalkonnex wird dies Moment wohl leicht übersehen, und doch liegt gerade hier die Lösung des ganzen Problems.

Durch eine ganz eigentümliche, man darf sagen: wunderbare psychische Organisation ist dem Menschengeiste ein gewisser Umfang von Daseinsbegründung,, eine gewisse Tiefe

oder Entwicklungsstrecke der Selbstbegründung ermöglicht und gegeben worden.*) Die Veranstaltung dazu ist das Vermögen des Menschen, nicht bloß Eindrücke der Außenwelt in sich aufzunehmen und zu Wahrnehmungen und Vorstellungen zu verarbeiten (das thun die höher organisierten Tiere auch), sondern auch die eigenen Vorstellungen und überhaupt die eigenen seelischen Regungen zu beachten und zum Objekt des Erkennens zu machen; mit andern Worten: das Vermögen, über das eigene innere Leben zu „reflektieren", also das Selbstbewußtsein. Dadurch ist es dem Menschen möglich, auch seine eigenen Triebe, sowohl die natürlichen und selbstischen, als auch die höheren, göttlichen Antriebe zum selbstlosen Handeln zu erkennen, zu beurteilen, unter einander zu bevorzugen. Und bei dieser in sich geschlossenen Aktivität ist denn auch die Möglichkeit gegeben, das an sich schwächere Motiv vor dem stärkeren zu bevorzugen!

Dieser letzte Satz wird zunächst anstößig erscheinen und bedarf der Erläuterung. — Nehmen wir einen naheliegenden Vergleich. Zwei ungleiche, aber doch annähernd gleiche Gewichte liegen auf den zwei Schalen einer Wage. Noch schwankt die Wage auf und nieder. Wenn das Schwanken ohne fremden Eingriff einfach weiter dauert, dann wird es immer geringer, und schließlich bleibt das schwerere Gewicht mit Naturnotwendigkeit unten stehen. Solange aber diese Ruhe noch nicht eingetreten ist, kommt zeitweilig auch das geringere Gewicht tiefer als das an sich größere. Wenn nun in solchem Momente die Hand eingreift, dann tritt ein anderes Ergebnis ein, als nach dem Verhältnis der Gewichte zu erwarten wäre. So ist es auch mit den streitenden ethischen Motiven: der selbstbewußte, über seine eigenen Regungen und Motive reflektierende Menschengeist kann durch rechtzeitiges Zugreifen, d. h. durch seine entscheidende Wahl und Entschluß dem an

*) Das ist seine göttliche Natur, gehört zu seiner Gottebenbildlichkeit!

sich schwächeren Motive den Sieg über das widerstreitende stärkere Motiv geben. Damit ist ihm eine gewisse Unabhängigkeit, eine gewisse entscheidende Macht auch gegenüber dem natürlichen Gewichte seiner eigenen Motive gegeben; d. h. er hat eine Willensfreiheit, zwar nicht eine unermeßliche oder gar absolute, aber doch eine relative.

Hier kann auch der Determinismus nicht mehr den Einwand erheben, daß es doch wiederum eigentlich die Kausalität des Urgrundes sei, wodurch der Mensch innerlich gezwungen werde, gerade in dem betreffenden Momente des Schwankens das an sich schwächere Motiv zu dem maßgebenden zu machen, ihm die Entscheidungskraft zu geben. Denn es ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß, wie in der Körperwelt unter Umständen auch einmal ein absolutes, wenngleich „labiles" Gleichgewicht zweier Massen statt hat, so auch beim Streit auf- und abwogender geistiger Motive immer einmal ein Punkt des absoluten Gleichgewichtes passiert wird. Wenn nun aber die göttliche alles beherrschende Wirksamkeit imstande ist, den Menschengeist wenigstens vorübergehend in den Zustand eines absoluten Gleichgewichts sämtlicher in Betracht kommender Motive, d. h. in den Zustand absoluten Unbeeinflußtseins zu bringen, dann ist es doch auch nicht ausgeschlossen, daß der Menschengeist, der doch die Möglichkeit der Aktivität in sich trägt, auch gerade in solchem Momente des absoluten Fehlens einer Präponderanz den entscheidenden Willensentschluß, etwa zum Guten, faßt. Er braucht ja gar nicht jedesmal die Präponderanz des guten Motivs abzuwarten, wie oben — beim Vergleich mit der Wage — angenommen wurde. Sobald aber logisch die Möglichkeit anerkannt werden muß, daß der mit Aktivität ausgerüstete Menschengeist auch einmal im Zustande absoluten Unbeeinflußtseins sich befindet und darin seine Willensentscheidung vollziehen kann: dann muß auch eingeräumt werden, daß er auch in dem Momente einer Präponderanz des guten Motivs einer zwingenden Einwirkung der göttlichen Kausalität nicht

bedarf. Damit ist aber die Möglichkeit einer freien Willensentscheidung auch neben der göttlichen alles umfassenden Kausalität logisch nachgewiesen. — Die Wirklichkeit muß erfahren, erlebt werden.

Zum Schlusse soll noch hervorgehoben werden, daß durch diesen Nachweis der Möglichkeit menschlicher freier Willensentscheidung die oben erwähnte christliche Überzeugung, daß wir jeden Entschluß zum Guten, wie auch jedes moralische Handeln doch im letzten Grunde allein der göttlichen Wirksamkeit verdanken, keineswegs negiert, sondern durchaus festgehalten wird, insofern ja einerseits die Fähigkeit zum moralischen Erkennen und Wählen, anderseits alle Aktivität uns ganz allein aus der alles kausierenden göttlichen Wirksamkeit zuteil geworden ist und zuteil wird.

Damit ist denn auch dem Irrtume oder Mißverständnisse vorgebeugt, als ob eine freie Willensentscheidung, falls man sie statuieren wollte, den Charakter des Zufälligen haben müsse. Bei jeder ethischen Entscheidung sind ja eben ethische Motive und ethische Erkenntnis und Beurteilung in der Seele vorhanden und wirksam.

---

4. Giebt es einen wirklichen Verkehr des Menschen mit Gott und darum auch Gebetserhörung und Wunder?

Unter den ernsten, sittlich energischen Menschen, welche bei der beständigen Bethätigung ihrer sittlichen Freiheit derselben auch so gewiß sind, daß sie dafür gar keines logischen oder psychologischen Nachweises bedürfen, ist doch manch einer, der an der Realität eines Verkehres des Menschen mit Gott starken Zweifel hegt und geneigt ist, das ganze Gebetsleben für eine kindliche, im Grunde aber unvernünftige Gewohnheit zu halten. So dachte u. a. — und zwar bei völliger Verkümmerung seines eigenen Gebetslebens — auch der Philosoph Kant. Das Gebet meint er, gründe sich eigentlich nur auf eine Personifikation oder (wie er es mit griechischem Worte benennt) Prosopopöie; d. h. der Betende personifiziere dabei etwas, was eigentlich keine Person ist. Damit wird der ganze Gebetsverkehr für eine Illusion erklärt.

Wer nun innerlich überhaupt abgeneigt ist, einen Gebetsverkehr mit Gott zu haben, dem wird freilich auch der Nachweis der Realität desselben, seiner Berechtigung und Notwendigkeit nichts nützen. — Wer aber in seinem Innern den Zug zu dem lebendigen Gotte, dem Ursprung und Element unseres Geistes, fühlt und auch gern diesem Zuge folgen möchte; wer sich danach sehnt, in einer beständigen und wirklichen Geistesgemeinschaft mit Gott zu leben, sich aber durch philosophische Bedenken, durch allerlei Verstandesgründe ver=

hindert fühlt, solchen Gebetsverkehr ernstlich zu beginnen und ernstlich festzuhalten, dem wird eine strenge logische Untersuchung des Sachverhaltes nicht nur willkommen, sondern auch eine Hilfe für sein inneres Leben sein. —

Daran wird ja ein klar denkender Mensch, dem das ganze Kausalgefüge und insbesondere die alles begründende Wesenskausalität zum Bewußtsein gekommen ist, nicht zweifeln können, daß diese alles kausierende Energie in jedem Augenblicke auf jedes einzelne wirkliche Wesen gerichtet ist und so auch auf den betenden Menschengeist. Aber das ist doch noch kein Verkehr! Verkehr ist eine mit Bewußtsein sich vollziehende und gegenseitige Mitteilung von Geist zu Geist. Selbst da, wo von der einen Seite bewußte persönliche Mitteilung oder Zusprache ausgeübt oder versucht wird, auf der andern Seite aber nichts davon mit Bewußtsein aufgenommen oder gar erwidert wird, ist ein eigentlicher Verkehr nicht vorhanden. Wenn eine Mutter ihr noch bewußtloses Kindlein liebevoll anredet, wenn ein Arzt oder ein fürsorglicher Pfleger einem Wahnsinnigen oder einem Betäubten vergeblich zuspricht oder auf andere Weise auf ihn einzuwirken versucht, so ist solche thatsächlich ausgeübte Einwirkung noch kein Verkehr zu nennen. Auch physische Wirkung von der einen und geistige Anrede von der andern Seite ist noch kein Verkehr. Mag etwa auch ein fernes Sternlein am Himmel durch seine Lichtwirkung unsern Augennerv erregen und ein kindliches Gemüt in dankbarer Freude dem Sternlein zurufen und winken: ein Verkehr ist das nicht. Mag auch die große Sonne Wirkungen des Lichtes, der Wärme, der Schwerkraft wie auf alle Erdenwesen so auch auf ein einzelnes frommes Menschenkind, das dankbar, vielleicht auch anbetend sich zu ihr wendet, ausüben — ein Verkehr ist das nicht. Ja, auch wenn eines begeisterten Redners Wort viele tausend Herzen bewegt, wenn vielleicht ein einzelner Hörer sich persönlich getroffen fühlt und in der Tiefe seines Herzens still dem Redner antwortet — ein Verkehr ist auch das noch nicht. Zu einem Verkehr gehört eben gegenseitige bewußte Mitteilung!

Ist denn nun solches möglich zwischen Gott und dem Menschen? Der Deismus, d. h. die Vorstellung von einem zwar geistigen, aber weltfernen Gotte muß das verneinen; der Pantheismus, d. h. die Meinung, daß Gott zwar immanent in der Welt, aber nicht geistigen Wesens sei, muß es auch verneinen. Aber beides sind ja selbst unhaltbare Behauptungen. Die einzig konsequente, auf Erfahrung und Denknotwendigkeit, d. h. auf Kausalität sich gründende Welt- und Gotteserkenntnis, die auch der christlichen Überzeugung entspricht, der Theismus, kann und muß jene Frage bejahen.

Freilich muß Mancher, der das Kausalgefüge der Wirklichkeit in sein Bewußtsein aufgenommen, ja auch sich gewöhnt hat, die ganze Welt mit allen ihren einzelnen Wesen und Verhältnissen und Wirkungen auf die immanente, alles schaffende Energie zurückzuführen, d. h. für alles, alles in der Welt die göttliche Wirksamkeit als Ursache zu erkennen, sich doch immer und immer wieder ausdrücklich auch dessen bewußt werden, daß diese alles schaffende Energie, da sie ja auch das menschliche Geistesleben kausiert, selber geistiges Wesen haben, persönlicher Geist sein muß (vgl. Kap. 2). So wirkt und weiß denn auch dieser geistige göttliche Urgrund aller Dinge in jedem Augenblicke auch jede betende Stimmung und Kundgebung jedes Menschengeistes.*) — In der That darf der Mensch dessen völlig gewiß sein, daß, wie jeder Akt seines geistigen Lebens, so auch jedes Gott suchen, jede Gebetsstimmung auf einer Wirkung des lebendigen persönlichen Gottes beruht; und wer von diesem Bewußtsein durchdrungen ist, der weiß auch, daß Gott sein Gebet vernimmt, und daß in seinem Beten selbst eine persönliche Gemeinschaft zwischen ihm und Gott obwaltet. Ich sage: er „weiß" solches; und er kann und darf sich ohne Widerspruch des denkenden Ver-

*) Diese große, tiefe Wahrheit wird in der Schrift mit unübertrefflich schlicht erhabenen Worten ausgesprochen: „Der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören?" „Ich sitze oder stehe auf, so weißt du es; du verstehst meine Gedanken von ferne. Siehe es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du Herr nicht alles wissest."

standes hineinleben in solches Bewußtsein. Dann wird er auch in seinem Leben unzählige Erfahrungen von wirklicher Gebetsgemeinschaft, von Wort und Antwort, von Bitte und Erhörung machen.

Allerdings sind bei den einzelnen Gebeten, wie in andern Dingen, Selbsttäuschungen möglich, und darum ist es besonders nötig, daß wir das uns anderweit kundgewordene Wesen Gottes und Ziel seines Wirkens immer wieder erwägen und bedenken und danach unser Wünschen und Bitten, sowie auch unser Verständnis betreffs der Erhörung regulieren.

Das führt uns nun von dem Gebetsverkehr im allgemeinen auf die besondere Frage der Gebetserhörung. Eine vielumstrittene Sache!

Von vornherein muß ausgesprochen werden, daß es ganz aussichtslos wäre, wenn Jemand versuchen wollte, durch äußere bestimmte Nachweisung in einzelnen Fällen oder gar durch Experimente eine bejahende oder verneinende Entscheidung zu gewinnen. Weder die überraschendste Erfahrung, negativer oder positiver Art, noch die erdrückendste Fülle von zuverlässigen, unbestreitbaren Thatsachen würde einen wirklich genügenden Beweis für oder wider die Gebetserhörung liefern.

Ist nicht das vor einigen Jahren öffentlich mitgeteilte Erlebnis des schwedischen Arztes Strintberg und seiner Gattin am Krankenbette der Tochter eine wahrhaft überwältigende Erfahrung von Gebetserhörung gewesen! Er hat ehrlicher Weise klar ausgesprochen, daß der Erfolg des dringenden Gebets ganz evident gewesen. Aber trotzdem disputiert er sich und Andern die Thatsache einer Erhörung des Gebetes weg. Durch Hypothesen, die ihm selbst — eingestandenermaßen — nicht genügen, versucht er das Ereignis als eine physiologische Wirkung zu erklären, nur damit er seinen Atheismus nicht aufzugeben braucht!

Hingegen das Erlebnis des bekannten ernsten, frommen Lavater in Zürich, der in fester Überzeugung, daß Christi Wort vom Berge-versetzenden Glauben sich bewahrheiten müsse,

vor das Stadtthor ging und das gebietende Wort zu einem der Berge vergebens sprach — konnte dieses Erlebnis nicht ihm und Andern zu einem Beweise gegen den Glauben an Gebetserhörung werden? Und dennoch hat er — mit Recht — an seinem Christenglauben festgehalten, ist nicht irre daran geworden, sondern suchte nunmehr das Wort Christi richtiger zu verstehen!

Auch eine Fülle von unzweifelhaften Erfahrungen kann hier nichts beweisen. Sie könnte wohl überwältigen und überzeugen, wenn nicht auf der andern Seite auch gar viele klare Beispiele zeigten, daß auch herzliche, demütige Gebete unerhört bleiben.

Endlich bleibt auch in jedem Falle, der uns eine deutliche Gebetserhörung vor Augen stellt, doch immer die Behauptung möglich: „Das, was geschehen ist, wäre genau so auch ohne das Gebet geschehen!“ Solche Behauptung ist zwar nie beweisbar, aber auch nicht widerlegbar.

Auf solchem Wege ist hier keine Entscheidung zu gewinnen. Die ganze Frage muß anders angefaßt werden. Es muß zunächst beachtet werden, daß die allerdings naheliegende und landläufige Betrachtungsweise, wonach die rechte Bitte als einzige und notwendige Bedingung für die Gewährung des Wunsches angesehen wird, einseitig und falsch ist. — Wenn ein Soldat einen Urlaub begehrt, dann ist allerdings das korrekte Gesuch wohl ein wichtiges Moment, aber doch nicht das allein bestimmende für die Gewährung; wenn ein Kind irgend etwas von seinen Eltern wünscht, so ist seine rechte kindliche Bitte zwar nicht ohne Belang, aber doch keineswegs die entscheidende Bedingung für die Erfüllung seines Wunsches. Vielmehr kommen dort wie hier Gesichtspunkte und Gründe für das Ja oder Nein in Betracht, von denen jener und von denen dieses unter Umständen nichts weiß und nichts versteht; und das sind im letzteren Falle vornehmlich Rücksichten auf das Gedeihen und die Entwicklung des Kindes selbst. So ist's denn auch nicht schwer zu begreifen, daß doch wohl auch für die Gewährung oder Versagung eines im Gebet vor

Gott gebrachten Wunsches noch über das Verständnis des Bittenden hinausliegende Entscheidungsgründe in Betracht kommen! Wohl dem Menschen, der bei Versagung wie auch bei Gewährung seiner Wünsche auf solche höheren Gesichtspunkte des göttlichen Waltens, auf den Gotteszweck in seinem Leben zu achten sich gewöhnt und ein Verständnis dafür gewinnt! „Auf Sein Werk mußt du schauen, wenn dein Werk soll bestehen.“

Und was ist denn „Sein Werk“? Was ist der höchste Endzweck in allem Walten Gottes über dem Menschen und in dem Menschen?! — Nach Seiner Selbstbezeugung in unserm sittlichen Bewußtsein müssen wir zustimmen der Antwort, die uns von besonders gotterleuchteten Männern auf diese Frage gegeben ist: Apostelgeschichte 17: „daß sie den Herrn suchen sollten“ und 1. Thess. 4: „Das ist der Wille Gottes: Eure Heiligung“ wie auch 1. Petr. 3: „Heiliget aber Gott den Herrn in Eurem Herzen.“ — Kurz zusammengefaßt: Gottes Zweck und Ziel in allem Schaffen, Wirken und Walten ist des Menschen heilige und selige Gemeinschaft mit Ihm selbst. Und davon ist ja eben auch die kindliche, vertrauensvolle und demütige Bitte selbst ein wichtiges Moment!

Darum ist denn auch das kindliche Gebet, weil es selbst mit zu dem gottgewollten Zwecke gehört, dem auch die Not dienen sollte, unter Umständen wirklich die für Gewährung unseres Wunsches ausschlaggebende Bedingung. Mit anderen Worten: unter Umständen kann des heiligen Gottes Weisheit dem kindlich Betenden den Herzenswunsch gewähren, den Er ohne solches Gebet versagen müßte. — Daher ist es denn auch nicht richtig, wenn manche Theologen das Bittgebet in Theorie und Praxis als wertlos und erfolglos zurückdrängen wollen und statt dessen nur das Dankgebet, die freudige und lobende Zustimmung zu Gottes Walten allein empfehlen. Gewiß ist solches Dankgebet, zumal wo menschlich Betrübendes uns auferlegt ist, die höhere Stufe, wie

denn auch Jesu Christi Dankgebet, Matth. 11, wunderbar großartig ist, wo er auch in der betrübenden Thatsache der Unempfänglichkeit selbstgenugsamer großer Geister die hohe heilige Gottesordnung erkennt und preist, daß nicht Geistesgröße, sondern das Gefühl der eigenen Schwachheit und Ohnmacht zur Erlangung des Heils erforderlich ist. Aber solange wir noch in diesem unvollkommenen Erdenleben stehen, so lange darf und muß auch die Bitte: „Erlöse uns von dem Übel“ noch aufsteigen samt allen anderen Bitten, die uns der Herr ja selber auf die Lippen legt.

Wo immer eine in Gottesgemeinschaft lebende, auf Gott gerichtete Menschenseele von irgend einem Wunsche bewegt wird und dieser Wunsch nicht etwa mit dem Gedanken an den heiligen Gott in Widerspruch steht, also daß er verzehrt werden müßte von dem heiligen Feuer seines Angesichtes, da ergießt sich auch naturgemäß der Wunsch in eine Bitte; und dieses Zur-Bitte-werden darf und wird auch in dem Falle stattfinden, wo der gottgeeinte Mensch ganz überzeugt sein kann, daß des allmächtigen heiligen Gottes Wille schon von selber gerade auf die Verwirklichung des Ersehnten gerichtet ist, so daß es wahrhaftig nicht erst unserer armen Bitte bedarf, damit Gott der Herr sich der Sache annehme. „Gottes Reich kommt wohl ohne unser Gebet von Ihm selber.“ Das sind denn recht eigentlich die Heilandsbitten, davon Jesus sagt: „So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird Er es euch geben.“ Obwohl wir wissen, daß Gott selbst mit der ganzen Macht seines barmherzigen heiligen Willens eben das erstrebt, was unser Herz begehrt, so darf doch des Herzens Begehren betend, also als Bitte Ihm ausgesprochen werden. So hat es Jesus Christus auch selbst gehalten. — Nun liegt ja natürlich solches Gebet, solche „Heilandsbitte“ des Christen gar nicht weit ab von dem Dankgebet, welches aufsteigt aus der zuversichtlichen Gewißheit von Gottes allmächtigem Heilswillen. — Und über die Schranken Seiner Allmacht, die Er sich selbst durch die dem Menschen gegebene Gabe des freien

Willens auferlegt hat, brauchen wir nicht in Unruhe und Sorge zu sein. Wer in jedem Augenblicke das Leben seiner Kreaturen in der Hand hat, dem kann keine Rebellion zu mächtig werden.

Mit der Frage nach der Gebetserhörung hängt aufs engste die Wunderfrage zusammen; und vielfach giebt der landläufige Widerspruch gegen das Wunder den sonstigen Bedenken und Zweifeln an der Gebetserhörung erst das größte Gewicht.

Eine Hauptschwierigkeit der Wunderfrage liegt in der Unbestimmtheit des Begriffs, den man mit dem Worte „Wunder" verbindet.

Gegen ein Wunder in dem ursprünglichen Sinne des Wortes, wonach es (wie θαῦμα und miraculum) eigentlich nur irgendein Verwunderung erregendes Ereignis bezeichnet, würde sich ja kein Widerspruch erheben. Aber das ist noch nicht der Begriff des Wunders im religiösen Sinne; und gerade gegen die in dieser Beziehung hinzugekommenen Merkmale des Begriffs, die man so aus den biblischen Wunderberichten herausgelesen und zusammengetragen hat, wie göttliches Eingreifen in den Naturlauf, Durchbrechung der Naturgesetze u. dgl., erhebt sich der Widerspruch; und anderseits werden von seiten vieler Gläubigen gerade diese Widerspruch erregenden Momente als das Wesentlichste am Wunder angesehen und festgehalten. Darum ist auch manchen gläubigen Christen eine Apologetik, welche jene Widersprüche aufzuklären und zu beseitigen versucht, gar nicht willkommen, sondern von vornherein verdächtig. Indessen wenn auch der „alte vulgäre Rationalismus" durch seine Wundererklärungen die Apologie auf diesem Gebiete in Mißkredit gebracht hat, so dürfte doch der Verdacht einer Verflachung durch sogenannte „natürliche Wundererklärung" von vornherein bei der hier vorzunehmenden Erörterung des Wunders ausgeschlossen sein, allein schon durch die bisher gewonnene und dargelegte philosophische und

theologische Erkenntnis der immanenten Wirksamkeit des lebendigen und persönlichen Gottes in der Welt. Und gerade diese Erkenntnis beseitigt denn auch das Anstößige und Widerspruchsvolle des unklaren, vulgären Wunderbegriffs, ohne das Wunder selbst zu entwerten oder gar zu beseitigen.

Zweierlei haben wir vorweg zu beachten.

1. Es scheint, daß der starke prinzipielle Widerspruch, den viele „gebildete", „aufgeklärte" Christen gegen das Wunder erheben, zum Teil auf Unkenntnis beruht, nämlich auf Mißverständnis einzelner biblischer Wunderberichte. Da giebt es einige besonders „berüchtigte" Wunder, die mit Vorliebe von den Gegnern der Schrift und des Glaubens als etwas Unsinniges und Unglaubliches hervorgehoben werden. Daß auf Josuas Befehl Sonne und Mond stillgestanden, daß der Prophet Jonas drei Tage im Leibe des Walfisches gewesen, auch einen Lobgesang darin gedichtet und dann lebendig ans Land gekommen, derartige Wunder werden vorangestellt, und damit wird gegen die biblischen Wunder überhaupt „Stimmung gemacht"; und dabei wird übersehen und verschwiegen, daß die betreffenden Schriftstellen gar nicht etwa ein geschichtliches Wunder erzählen wollen, sondern einen ganz andern Sinn haben. Bekanntlich bezeugt sich der Bericht im Buche Josua (Kap. 10) selber ganz deutlich als ein fromm und dankbar Jehovah preisender Siegesbericht in poetischer Redeweise, für welche — man möchte sagen: Gott sei Dank! — sogar ausdrücklich das Zitat als aus dem „Buche des Frommen" stammend benannt wird. Ähnlich ist vielleicht auch der Bericht von Jerichos Eroberung zu verstehen; und noch heute wäre eine analoge Erwähnung des gottgegebenen Tages von Sedan oder der Eroberung von Paris nicht unverständlich. Auch Exod. 14,22 ist die Darstellungsweise in dem geschichtlichen Berichte vom Durchzuge Israels durchs rote Meer „das Wasser war ihnen für Mauern zur Rechten und zur Linken" ganz deutlich noch ein Nachklang von der poetischen Redeweise in dem uralten

Dankliede, welches im folgenden Kapitel mit angeführt ist, wo es V. 8 heißt: „Die Fluten standen auf Haufen".

Solche poetische Redeweise hat nun auch keineswegs den geschichtlichen Hinweis auf das natürliche Mittel der göttlichen Rettungsthat ausgeschlossen, vielmehr steht derselbe 14, 21 unverkennbar: „Der Herr ließ das Meer hinwegfahren durch einen starken Ostwind die ganze Nacht und machte das Meer trocken". Will Jemand auch noch an andere gottgefügte natürliche Umstände wie etwa die Wirkung der Ebbe denken, so verbietet's ihm jener vorhandene Hinweis nicht.

Was das Jonas-Wunder anlangt, so ist es ebenfalls einfach ein Mißverständnis, welches den großen Anstoß und Ansturm erregt. Das ganze Büchlein Jonas ist ein prophetisches Lehrgedicht; es will gar nicht ein historisches Faktum erzählen, sondern durch ein exemplum fictum — gerade so wie die Gleichnisreden Christi — sittlich-religiöse Wahrheit zur Anschauung bringen. Das war jedem Leser der damaligen Zeit völlig klar; denn Ninive — das wußte Jeder — hat sich niemals zu Jehovah gewendet, hat, so lange es existierte, niemals aufgehört, die heidnische, jehovahfeindliche Stadt zu sein. Darum konnte von den Zeitgenossen des prophetischen Verfassers Niemand ihn mißverstehen, als erzähle er Geschichte.*)

Es mögen auch noch manche andere „Wundergeschichten" namentlich im A. T. anders als wir's von Jugend auf gewohnt sind, zu verstehen sein; wie z. B. die Verwandlung von Mosis Stabe in eine Schlange und der Schlange in den

---

*) Eine ausführliche Darlegung, wie diese Lehrschrift gegenüber der Engherzigkeit des religiösen Bewußtseins auch frommer Israeliten die Erkenntnis zur Geltung bringen will, daß Gott sich auch um die Heiden kümmert, auch diese zu seiner Gemeinschaft beruft, und gegenüber der Befangenheit im Verständnis des Prophetenwortes und seiner Erfüllung die Wahrheit anschaulich macht, daß Gottes Walten sich nach der Menschen Verhalten richtet; eine ausführliche Darlegung dieser Tendenz des Buches ist hier nicht nötig.

Stab wohl nicht als ein physischer Vorgang vor dem leiblichen Auge, sondern als eine symbolische Anschauung für das geistige Auge Mosis gemeint ist. Israel ist diese Schlange; hingeworfen, losgelassen, droht sie dem Moses, der ihr naht, Tod und Verderben — aber auf Gottes Geheiß im Glaubensmute fest ergriffen, wird sie zum Stabe, den er führt wie er will und der ihn stützt. Ebenso auch: Israel ist die aussätzige Hand. Hoffnungslos verloren in Abgötterei und Sünden, versunken in Stumpfsinn und Sinnlichkeit, unheilbar krank, aussätzig am Geiste, so war Israel im Busen von Ägypten geworden — aber herausgeführt auf Gottes Geheiß, da wird es rein und gesund.

Nun, angesichts solcher Wundererzählungen, von denen wir erkennen, daß sie nicht als Berichte geschichtlicher Ereignisse gemeint sind, ist es doch verkehrt, wenn Jemand um irgendwelcher einzelner Wunderberichte willen, die ihm gerade anstößig und unmöglich erscheinen, sogleich die Ablehnung aller biblischen Wunder und aller Wunder überhaupt ausspricht.

2. Bei vielen unzweifelhaft geschichtlich zu verstehenden biblischen Wundererzählungen ist es für Manche ein Anstoß, daß ein Mensch (sei es Moses, sei es ein Prophet, sei es Jesus oder ein Apostel) als Vollbringer der Wunderthat dasteht. — Hier hat immer eine gewisse volkstümliche Redeweise, eine gewisse Breviloquenz statt; und um das richtige Verständnis für das Wunder und für die in ihm zu Tage tretende Wirkungskraft zu gewinnen, müssen wir diejenigen Stellen und besonders diejenigen Worte Christi wohl beachten, die uns darüber einen allgemeinen Aufschluß geben. Joh. Kap. 11 erbittet Jesus ganz deutlich und vor dem Volke die wunderbare Wirkung des allmächtigen Gottes! Ebendasselbe wird auch bei der Heilung des Taubstummen klar angedeutet, wenn es Mr. 7 heißt: „Er sah auf gen Himmel, seufzte und sprach . . . .“ Besonders wichtig und Klarheit gebend sind die Worte Jesu Joh. 5, 19: „Der Sohn kann nichts von ihm selber thun, sondern was

er siehet den Vater thun; denn was derselbige thut, das thut gleich auch der Sohn"; und V. 17: „Mein Vater wirket bisher" (ἕως ἄρτι = bis hier in unsere Gegenwart hinein). — Es wäre recht heilsam und würde manchen unnötigen, aus Mißverständnis entspringenden Widerspruch gegen das Wunder und insgesamt gegen das Christentum beseitigen, wenn die Lehrer und die Prediger recht deutlich und oftmals es der Jugend wie der Gemeinde zum Bewußtsein brächten, daß bei jedem Wunder Jesu der allgegenwärtige Gott es ist, durch dessen allmächtigen, alles durchdringenden Willen das geschieht, was Jesus — in hörbarem oder auch in stillem Gebet — erbittet; und er erbittet nichts als was zur Förderung des heiligen Weltzweckes, zur Förderung des Reiches Gottes dient. In jedem Augenblicke erkennt er Gottes heiligen Willen*), und demselben stimmt sein ganzes Leben und Streben zu; darum bittet er niemals Ungöttliches, auch niemals vergeblich. So dürfen und müssen wir auch für alle andern Wunder, auch wo solches nicht ausdrücklich gesagt ist, festhalten, daß Jesus Christus oder wer gerade zum Bau des Gottesreiches berufen im Mittel steht, die Wunderhilfe von Gott erbittet und daß es immer Gottes Wirkung ist, wodurch das Wunder geschieht.

Doch kann diese Berichtigung der in christlichen Kreisen weit verbreiteten Auffassung der Wunder noch keineswegs allen Widerspruch beseitigen, der gegen dieselben auch von seiten kirchlich treuer Christen geltend gemacht wird. — Das ganze menschliche Denken, die gesamte Weltauffassung, ja das alltägliche wie das philosophierende Bewußtsein bei Menschen jeglicher Bildungsstufe und jeglicher Gesinnung und Gesittung, auch jeder religiösen oder irreligiösen Richtung ist heutzutage mehr als je zuvor von einem allbeherrschenden Gedanken, einer maßgebenden Voraussetzung beeinflußt: das ist die Überzeugung von dem allgültigen Naturgesetz. Die Ahnung

---

*) Vgl. auch die obige Stelle bei Johannes V. 20: „Der Vater aber hat den Sohn lieb und zeigt ihm alles, was Er thut" = thun will.

eines solchen gehört zur geistigen Ausrüstung oder Mitgift des Menschen; bei jeder Einzelforschung und Beobachtung wird der Mensch schon von dem unmittelbaren, wenn auch unklaren Bewußtsein einer Naturordnung und Naturnotwendigkeit geleitet; und je weiter er in der Erkenntnis des Naturzusammenhanges kommt, desto stärker und klarer wird auch wiederum dies Bewußtsein. So hat nun der staunenswerte — auch erfreuliche — Fortschritt, den die Naturwissenschaften — namentlich auch mit Hilfe des Experiments — in dem letzten Jahrhundert und besonders in den letzten Jahrzehnten gemacht haben, und damit verbunden die jetzt so übliche — aus sehr verschiedenen Motiven betriebene — Popularisierung der ganzen Naturwissenschaft neben der weiten Verbreitung sachlicher Kenntnis auch die Wirkung im Geistesleben der Kulturvölker hervorgebracht, daß „die Naturgesetze“ oder kollektivisch gefaßt: „das Naturgesetz“ ungewollt bei Jedermann in jeder Erwägung eines Kausalzusammenhanges irgendwie in Betracht kommt, und wenn es auch nur in der Form eines Protestes wäre, daß Jemand bei einem einzelnen Falle oder bei einer Kategorie von Ereignissen das Walten des Naturgesetzes glaubt ablehnen zu müssen und zu dürfen.

So ist denn der Gedanke, ich darf auch sagen: das Bewußtsein von einem allbeherrschenden Naturgesetz heutzutage für gar Viele, auch für frommgesinnte Christen, eine große Erschwerung des Glaubens an göttliche Wunderwirkungen; für Viele ist es leider sogar ein absolutes Hindernis und gilt ihnen als unwiderleglicher Grund gegen die Wahrheit der biblischen Berichte. — Und doch ist — ohne daß man es merkt — dabei ein logischer Irrtum und ein Mangel an scharf unterscheidender Beobachtung der Wirklichkeit im Spiele.

Man pflegt nämlich ganz zu übersehen, daß die gesamte uns in der Erfahrung dargebotene Wirklichkeit trotz ihres wesentlichen Zusammenhanges doch verschiedene Sphären hat. Drei Sphären der Wirklichkeit sind zu unterscheiden,

von denen jede das allgemeine Kausalverhalten des Wirklichen in einer besonderen Weise zu eigen hat. Diese drei Sphären sind:

1. die leblose Materie,
2. das organische Leben,
3. die geistigen Wesen.

Alle in unsere Beobachtung und Erfahrung fallenden geistigen Wesen sind auch organische Wesen; und wiederum alle organischen Wesen sind aus Elementen der leblosen Materie aufgebaut. Da ist denn der Irrtum eingetreten, daß man nicht bloß — ganz mit Recht — alle im Verhalten der leblosen Materie erkannten Naturprozesse auch in der höheren Sphäre wieder aufsuchte und wiederfand, sondern daß man auch alle Vorgänge der höheren Sphäre allein aus den in der niederen Sphäre erkannten Naturgesetzen erklären zu können oder doch zu müssen meinte. Darin liegt eine gar irreführende Übereilung. Bei vorsichtiger und unbefangener Prüfung und Erwägung läßt sich erkennen, daß thatsächlich im organischen Leben doch noch andere Kräfte wirken als in dem leblosen Stoffe und daß diese anderen Kräfte gerade die Wirksamkeit der Stoffkräfte, also das Verhalten der Stoffe eigentümlich modifizieren und regulieren.*)

Wiederum auch in dem geistigen Leben geschieht gar Vieles, was durchaus nicht allein aus dem Wirken der organischen Kräfte oder den bloßen Funktionen der Organismen zu erklären ist; vielmehr werden die letzteren eigentümlich geleitet und beherrscht von einer geistigen Energie, von dem Willen des betreffenden Wesens.

Wenn eine Mutter für den unerwartet hungrig heimkehrenden Sohn einen Imbiß zubereitet und darbietet, so geschieht dabei zwar alles, jede Arbeit, jede Bewegung ganz entsprechend den in der Körperwelt und auch speziell in dem lebenden menschlichen Organismus geltenden Naturgesetzen. Aber diese Naturgesetze allein würden nimmermehr die Versorgung des Hungernden bewirken; dazu müssen sie eben

*) Auf eine fundamentale Verschiedenheit der organischen Kraft von den Atomkräften ist schon in der Anm. S. 9 hingewiesen worden.

geleitet und beherrscht sein von einem geistigen Agens, dem Willen der fürsorgenden Mutter.

Wenn ein Erzieher in das Verhalten seines Zöglings strafend eingreift, so geschieht zwar jeder Schritt und jede körperliche Bewegung, auch jede Kundgebung der Stimme ganz entsprechend den in der Körperwelt und auch speziell im organischen Leben geltenden Naturgesetzen. Aber nimmermehr würde das tadelnde Wort oder die strafende Handlung allein aus der jeweiligen physischen und organischen Situation und rein mechanischen und organischen Aktion der Glieder des betreffenden Menschen resultieren. Vielmehr ist es ein geistiges Agens, der bewußte Wille, der das ganze dabei in Betracht kommende physische Geschehen reguliert.

Wenn ein Ertrinkender um Hilfe ruft und ein todesmutiger Mensch wagt das Rettungswerk, springt in die Flut, arbeitet sich schwimmend vorwärts und rettet Jenen, so vollzieht sich zwar jede Bewegung, jede Muskelspannung, jedes Auf- und Nieder und schließlich das ganze Rettungswerk völlig entsprechend den physikalischen Gesetzen. Aber allein durch die Wirkung der mechanischen und der organischen Kräfte würde die Rettung nimmermehr begonnen werden, nimmermehr zu stande kommen. Dazu bedarf es eines geistigen Agens, welches alle die physischen und organischen Körperfunktionen erregt und beherrscht.

In allen diesen Fällen, ja bei jeder beabsichtigten menschlichen Handlung, wird das Naturgesetz keineswegs durchbrochen oder außer Kurs gesetzt durch das geistige Agens des menschlichen Willens, die Naturkraft bleibt vielmehr in voller Wirksamkeit. Anderseits hindert das allgültige Naturgesetz keineswegs den Eintritt und die Wirksamkeit einer höheren, nämlich geistigen Energie. Die Wirksamkeit der Naturkraft und die der geistigen Energie schließen einander nicht aus, sondern haben einen ganz eigenartigen inneren Zusammenhang. Das ist eine einfach anzuerkennende Thatsache. Das Beherrschende, Leitende, Zielbestimmende ist dabei die geistige Energie. Sie ist ja nicht absolut bestimmend. Des Menschen Wille ist von ferne

nicht allmächtig; aber er übt eine bis zu einem gewissen Grade beherrschende, lenkende Wirksamkeit aus, für welche das naturgesetzliche Verhalten des organischen Wesens gerade so empfänglich ist, wie die Elemente empfänglich und zugänglich sind für die beherrschende regulierende Wirkung der organischen Energie.

Wer das Verhalten oder die Eigenschaften der leblosen Stoffe nur in Beziehung zu leblosen Stoffen erforscht und erkannt hätte, und wenn ihm das bis zur absoluten Vollständigkeit aller Beziehungen und Umstände gelungen wäre, und ließe dabei die eigenartige Empfänglichkeit ihres Wesens, ihre eigenartige Fähigkeit für organisches Leben außer acht, der hätte das Wesen der elementaren Stoffe doch nur einseitig begriffen. Und wer, wie es Viele thun, das in den Elementen waltende Naturgesetz als eine starre Abschließung und Unzugänglichkeit gegenüber jeder geistigen Energie auffaßt, der hat auch nur eine unvollständige, für die Erfahrungsthatsachen nicht ausreichende Auffassung von dem Naturgesetze.

Die Unterscheidung der drei Sphären und damit zusammenhängend die Erkenntnis, daß die in den niederen Sphären wirkenden Naturkräfte überall ihre gesetzmäßige Wirkung haben, auch da wo Beeinflussung von einer höheren Sphäre her ins Spiel kommt, und daß anderseits die innerste Eigentümlichkeit der Wesen niederer Sphäre wohl zugänglich und empfänglich ist für eine aus geistiger Energie herkommende Direktion ihrer Wirksamkeit — diese Erkenntnis löst den scheinbar unlöslichen Widerspruch zwischen dem alles beherrschenden Naturgesetz und der souveränen Thätigkeit Gottes, die in jedem sogenannten Wunder und in jeder besonderen Gebetserhörung, ja in allem Walten göttlicher Fürsorge, göttlicher Erziehung und göttlicher Heilserweisung wirkt.

So ist denn die Naturordnung keineswegs ein Hindernis, sondern vielmehr Mittel und Weg des persönlichen, bewußten, absichtsvollen göttlichen Waltens! — Einen Mangel an lebendigem Gottesbewußtsein (auch einen Mangel an Schärfe und Klarheit der Weltbeobachtung) bezeichnet es, wenn

so viele immerhin christlich gesinnte Menschen den Begriff Naturordnung oder Naturgesetz ganz ohne Beziehung auf göttliches Wirken zu gebrauchen pflegen. Es ist eine heilige, dringende Aufgabe jedes ernsten Christen, sich selbst und Andere immer mehr in das Bewußtsein hineinzugewöhnen, daß das Naturgesetz im letzten Grunde gerade die Ordnung ist, wie Gott in der sichtbaren Welt wirkt, so daß in Wahrheit niemals zwischen Gottes Walten und dem Naturgesetz ein Widerspruch vorhanden sein kann, auch da nicht, wo unser unvollkommenes Verständnis von Gott und Welt die Gesetzmäßigkeit und Harmonie nicht erkennt. — Unser Unvermögen, den Ansatzpunkt göttlicher Wirksamkeit auf die kreatürlichen Einzeldinge zu erkennen und aufzuzeigen, braucht uns dabei ebensowenig zu beirren, wie wir uns die unmittelbare Gewißheit, irgend eine menschliche Handlung aus eigenem Willensentschlusse zu verrichten, dadurch umstoßen oder zweifelhaft machen lassen, daß uns die Einsicht fehlt, wie und wo die geistige Energie unseres Wollens auf die motorischen Nerven einwirkt. Wird doch auch auf dem Gebiete rein äußerlicher elementarer Vorgänge unsere durch Erfahrung stetigen Zusammengehörens und durch den Zwang unseres Kausalitätsbewußtseins hervorgebrachte Gewißheit von dem Kausalzusammenhange zweier Erscheinungen (etwa Blitz und Donner, Reibung und Wärme, u. s. w.) nicht im mindesten erschüttert durch das Ignoramus, quomodo fiat, selbst wenn es ein Semper ignorabimus ist.

So können wir eine Naturbetrachtung oder Naturphilosophie, welche, von der großartigen, überwältigenden Ordnung in der sichtbaren Welt ganz hingenommen, es unterläßt, die Kausalitätslinien über das Sichtbare hinaus zu verfolgen, nur als eine unvollständige, einseitige Erkenntnis der Wirklichkeit ansehen; und falls dieselbe ihren noch dazu auf mangelhaft unterscheidender Beobachtung ruhenden und darum unvollkommenen Begriff „Naturgesetz“ als Instanz gegen ein göttliches Walten geltend macht, kann ihr der Vorwurf einer vorurteilsvollen Befangenheit, eines

prinzipiellen Irrtums nicht erspart bleiben, mögen auch ihre Vertreter und ihre Anhänger noch so infallibel sich dünken und geberden!

Wir sehen hier die Wahrheit des alten Wortes, daß die Wissenschaft oberflächlich betrieben von Gott abführt, in die Tiefe dringend aber zu Gott hinführt — eine Wahrheit, die eigentlich beruht auf der umgekehrt auszusprechenden Thatsache: wenn die Welterforschung mit einem auf Gott gerichteten Sinne betrieben wird, dann geht sie in die Tiefe, während sie bei aller Fülle von Einzelwissen oberflächlich bleibt, wenn der Menschengeist die Spuren des göttlichen Waltens, die Bezeugungen des alles kausierenden Urgrundes versehentlich oder geflissentlich ignoriert!

Die theoretischen Hindernisse des Glaubens an Gott und an sein auf uns gerichtetes Walten, insbesondere an die Gebetserhörung, können dem ehrlich die Wahrheit Suchenden wohl aus dem Wege geräumt werden: aber die Hauptsache zu einer freudigen und wertvollen Überzeugung, zu einem wirklichen Gebetsleben ist und bleibt doch die entschlossene und beharrliche Ausübung selber. Das φιλόλογον oder φιλόσοφον εἶναι genügt nicht. Πρακτικόν σε δεῖ εἶναι.

---

5. Giebt es eine geschichtlich fortschreitende Gottesoffenbarung? und insbesondere: giebt es zuverlässige Geschichte im alten Testament?

Wie im 17. und 18. Jahrhundert die sogenannten Deisten und Freidenker, so bestreiten noch heute nicht bloß religionsfeindliche, sondern auch gottesgläubige nachdenkende Menschen jede geschichtliche Gottesoffenbarung und wollen höchstens eine immer gleichmäßige Offenbarung Gottes in der Natur und im menschlichen Gewissen und Herzen gelten lassen. Solche Ablehnung geschieht wohl meistens infolge einer gewissen Aversion gegen die zum Teil mißverstandene biblische und kirchliche Darstellungsform der Offenbarungsberichte. — Wer indessen überhaupt „Religion", das ist die irgendwie empfundene und bethätigte wirkliche Beziehung des Menschen zu Gott als dem alles kausierenden persönlichen Urgrunde gelten läßt, der kann konsequentermaßen auch in der „natürlichen Religion" (die alle spezifisch christlichen Offenbarungen und Glaubenssätze beiseite läßt) doch die thatsächliche, geschichtlich sich vollziehende Gottesoffenbarung prinzipiell nicht ablehnen. Denn wo immer eine Wirksamkeit Gottes auf den zum Gottesbewußtsein geschaffenen, erwachenden und erwachten Geist stattfindet, da ist sie für diesen Menschengeist immer auch eine Kundgebung, eine Selbstbezeugung Gottes. Und wer zu dem klaren Bewußtsein der Allwirksamkeit des lebendigen persönlichen Gottes gekommen ist und wer sich in

einen stetigen, nicht bloß äußerlich geregelten, sondern innerlich wahren Gebetsverkehr mit Gott hineingelebt hat, dem istes auch eine ganz gewisse Erfahrungsthatsache, daß dem Menschengeiste je nach seiner inneren oder äußeren Lage auch besondere Kundgebung Gottes zugeht, zwar nicht in hörbaren Worten einer menschlichen Sprache, nicht in lesbaren Schriftzeichen oder symbolischen Bildern am Himmel und auf Erden, aber doch erkennbar als Wirkung von Geist zu Geist — sei es eine Erquickung und Belebung des Gemütes, eine Kräftigung der Liebe und des über das Sichtbare hinausgreifenden Glaubens, sei es eine Klärung des religiösen oder Schärfung des sittlichen Bewußtseins, sei es eine Erregung eines einzelnen Entschlusses oder Stärkung der Willenskraft, oder Läuterung der Motive: immer eine besondere Förderung des innersten Geisteslebens, immer eine zeitentsprechende Wirkung von Person zu Person, also mit vollem Rechte zu nennen: eine geschichtliche Offenbarung Gottes im Menschenleben.

Geschichtliche Einzeloffenbarung zu statuieren ist eben nur die unabweisbare Konsequenz der Erkenntnis einer immerwährenden persönlichen Wirksamkeit Gottes auf den Menschengeist. Findet solche Wirksamkeit und Selbstbezeugung Gottes immerwährend statt (wie sie ja schon für die Existenz und das Leben des Menschengeistes Voraussetzung ist), dann muß dieselbe auch — trotz ihres immer gleichen, in der Energie des unveränderlichen göttlichen Liebeswillens liegenden Ursprungs — sich doch darum dem Menschen verschiedenartig darstellen, muß ihn verschiedenartig affizieren, weil sie den Menschen selbst in sehr verschiedenartiger Geistesverfassung findet und berührt. Die Mannigfaltigkeit seiner Geisteszustände, seine jeweilig verschiedene Empfänglichkeit, die Fortschritte und leider auch Rückschritte seines sittlichen und religiösen Lebens, auch der wechselnde Inhalt seines äußern und innern Lebens: das alles bestimmt auch den Eindruck der göttlichen Kundgebung in der mannigfaltigsten Weise und bedingt die jeweilige Form derselben.

Wohl strahlt die natürliche Sonne am Himmel immer die gleiche Lichtfülle auf unsere Erde aus; aber ihr Schein ist für die Erde nicht immer und überall der gleiche, sondern verschieden in den einzelnen Jahres- und Tageszeiten, in den verschiedenen Länderstrecken, je nach dem Zustande der über der Gegend liegenden Atmosphäre. Die von der Sonne ausgehende Lichtwirkung (abgesehen von ihren eigenen periodischen Zustandsveränderungen, den Protuberanzen und Fackeln und den Flecken) ist immer dieselbe: die auf der Erdoberfläche wahrgenommene Lichtwirkung hinsichtlich der Stärke und Klarheit, der Dispersion und der Färbung wie auch der Wärme u. s. w. sehr verschieden. Die Sonne strahlt eben ihr Licht in den Weltenraum aus, unbekümmert darum, wie es auf den Erdbewohner wirke; sie hat kein innerliches, persönliches Verhältnis zu ihrem Planeten.

Hingegen der Licht- und Lebensquell des ganzen Kosmos, der auch alles menschliche Geistesleben gewirkt hat und wirkt, der hat ein innerliches, persönliches Verhältnis zur Menschheit und zu jeder menschlichen Seele, übt seine Wirksamkeit nicht bloß in der Richtung auf den Menschen hin, sondern in ihm selber.

Da ist es denn wohl begreiflich, daß seine Kundgebung nicht bloß einfach mechanisch durch das Medium der kreatürlichen Wahrnehmung und des kreatürlichen Vorstellens und Denkens hindurchgehend die entsprechende volkstümliche und individuelle, temporale und lokale Art, Gestalt und Färbung annimmt, sondern daß die Liebes- und Offenbarungsthätigkeit Gottes auch selber hinsichtlich ihrer Form und Eigenart absichtsvoll und fürsorglich auf die jeweiligen Zustände und Entwicklungsstufen der offenbarungsbedürftigen Menschenkinder bezogen ist. Es darf auch hier die Wahrheit des schlichten Wortes nicht vergessen werden: „Er weiß ja alles, was Er thut". —

Wem dies nun feststeht, dem werden auch einzelne besonders hervortretende, epochemachende Offenbarungsakte im Leben des Individuums und im Leben der Völker

und der Menschheit nicht anstößig sein. Giebt es doch auch auf dem Gebiete menschlicher Erziehung besondere Stunden, besondere Tage, besondere Epochen und daran sich schließende Perioden! Bei immer gleicher Liebesgesinnung eines Vaters gegen sein Kind, die er diesem täglich in allerlei gleichmäßigen fürsorglichen Handlungen und auch durch schlichte Worte der Mahnung und Aufrichtung kund thut, fehlt es doch auch nicht an besonderen Kundgebungen und Erweisungen der väterlichen Liebe und erziehenden Fürsorge. So hat auch das Leben der Menschheit epochemachende Ereignisse göttlicher Kundgebung und Mitteilung von Geist zu Geist!*)

Solch eine geschichtlich fortschreitende, in Epochen und Perioden von besonderem Charakter sich vollziehende Geschichte der Gottesoffenbarung und Geschichte der Religion liegt uns nun auch thatsächlich in der Geschichte der Menschheit erkennbar vor Augen. Freilich ist bei den meisten Völkern die Geschichte nicht etwa schon unter diesem Gesichtspunkte aufgeschrieben und der Nachwelt überliefert worden; sondern erst durch mühsame und scharfsinnige und vielseitige Forschung ist es möglich geworden, ihre religionsgeschichtliche Entwicklung bis zu einem gewissen Grade von Genauigkeit und Sicherheit zu erkennen.

Nur von dem einzigen Volke Israel haben die aus dem Altertum herrührenden geschichtlichen Schriften (wenigstens teilweise) selbst schon diesen Gesichtspunkt.

Bekanntlich sind nun gerade diese Schriften, welche die Geschichte Israels und seiner Vorfahren samt der Urgeschichte der Menschheit unter dem Gesichtspunkte göttlicher Erziehung darstellen, von der Kritik besonders stark angefochten und als unglaubwürdig hingestellt worden. Einerseits ist es wohl eine Abneigung gegen den Inhalt jener alttestamentlichen

---

*) Für diese Sache ist noch immer beachtenswert der jetzt nur selten erwähnte kleine Aufsatz des großen Kritikers Lessing, dem wohl Niemand mystisch-orthodoxe Neigungen oder übertriebene Vorliebe für hergebracht kirchliche Betrachtungsweise vorwerfen wird, das letzte Werkchen seiner Feder: „Die Erziehung des Menschengeschlechts."

Schriften, obwohl dies Motiv nicht ausgesprochen zu werden pflegt; anderseits ist es das Ergebnis einer eingehenden, scharfsinnigen und unter viel litterarischer Diskussion durch manche Entwicklungsstadien hindurchgegangenen Textkritik, wodurch viele Theologen und Historiker sich genötigt fühlen, jenen Büchern die geschichtliche Glaubwürdigkeit abzusprechen.

Leider werden nun von der anderen Seite, von gar vielen konservativ gesinnten Theologen, die textkritischen Untersuchungen, die zu jener Negation geführt haben, nicht recht gewürdigt; leider unterläßt es mancher Theologe, weil er jene sogenannten „Ergebnisse" der negativen Kritik nicht will, sich ernst und gründlich mit der Sache bekannt zu machen und ein selbständiges, auf Einsicht gegründetes Urteil zu erstreben. Daher haben sie aber bei ihrem Widerspruch gegen die Kritik wissenschaftlich keinen festen Boden unter den Füßen und geben den Gegnern Anlaß, die „Wissenschaftlichkeit" hochmütig allein für sich in Anspruch zu nehmen; und was noch schlimmer ist, sie berauben sich der Möglichkeit, wirklich vorliegende Irrtümer der Gegner zu widerlegen und so die Wahrheitserkenntnis zu fördern.

Allerdings kann auch einzelnen Vertretern der kritischen Richtung gerade in neuester Zeit der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie teils durch einen der hohen ernsten Sache unangemessenen Ton ihrer Schriften, teils durch einzelne völlig grundlose, unbesonnene Behauptungen und durch eine unverkennbare Neigung, das Hergebrachte umzustoßen, dem Ansehen ihrer Kritik selber geschadet haben.

Es wäre wahrlich sehr wünschenswert, wenn der Schrecken und Abscheu, den konservative Theologen und Laien vor der Kritik, speziell auch der alttestamentlichen Kritik haben, aufhörte, damit in ruhiger, leidenschaftsloser und von hüben und drüben gemeinsamer Arbeit die Gewinnung und die Verbreitung der wahren Erkenntnis, wie es sich denn eigentlich mit der heiligen Schrift verhält, gefördert werde. — Einem pietätvollen Bibelleser mag es wohl zunächst anstößig sein, wenn er die kritische Behauptung hört, der Pentateuch sei

erst zur Zeit des Exils aus mehreren Urschriften, die alle auch erst Jahrhunderte nach Moses geschrieben seien, zusammengearbeitet. Doch ein naheliegender Vergleich könnte das Anstößige leicht beseitigen. Der Pentateuch ist zu vergleichen einer Evangelienharmonie, einem aus den vier Evangelien zusammengestellten Geschichtsbuche über das Leben Jesu, nach der Weise, wie uns viele bekannt sind. Wäre nun bloß eine solche Evangelienharmonie in allgemeinem Gebrauch der Gemeinden und Schulen und wären darüber die vier Urschriften ganz vergessen worden*) und wären sie nicht bloß vergessen, sondern auch die geringe Zahl ihrer Handschriften ganz verschwunden: dann gehörte gewiß eine scharfe Beobachtung dazu, um der allein vorliegenden Evangelienharmonie ihren eigentümlichen Ursprung anzusehen, und eine ungeheure, schwierige und vielseitige Arbeit, um auch die Zahl und die Eigenart der ursprünglichen Evangelien zu erkennen; und es wäre bei solcher Arbeit gar viel Gefahr des Irrtums. Auch viel Meinungsverschiedenheit der beteiligten Forscher würde sich zeigen; und vor allem würde es vielen schriftgläubigen Christen ein großes Ärgernis sein, daß bei all dieser kritischen Arbeit immer vorausgesetzt würde und immer klarer erwiesen werden sollte, daß die einzige wirklich vorliegende wohlbekannte Evangelienharmonie nun nicht — wie man doch bis dahin meinte — zur Zeit der Ereignisse selbst von einem Augenzeugen des Lebens Jesu geschrieben sei. — Die Abneigung der pietätvollen Christen gegen solche Kritik wäre gewiß sehr begreiflich — und doch ist es uns, die wir (Gott sei es gedankt!) nicht bloß zusammenfassende Schulbücher, sondern die vier uralten Evangelien selber haben, wohl einleuchtend, daß solche kritische Arbeit trotz aller Irrtumsgefahr doch nicht verwerflich, sondern um der Wahrheitserkenntnis willen gut wäre und als ein heilsames Bemühen zu erachten. — Nun, so sollten sich

*) Was ja in Wirklichkeit wenigstens beinahe der Fall gewesen ist gegen Ende des Mittelalters.

denn auch die schriftgläubigen Leser des Alten Testamentes an der hier getriebenen Zerlegungs- und Gruppierungsarbeit nicht ärgern, noch beunruhigen!

Noch eine andere Erwägung dürfte zur Klärung und Verständigung beitragen. Es ist durchaus zu unterscheiden zwischen den textkritischen Ergebnissen (auch sofern es wirklich „Ergebnisse" sind) und den daraus gezogenen geschichtlichen Folgerungen. Selbst wenn es festgestellt ist, daß der Pentateuch aus mehreren Urschriften komponiert ist, und daß der sogenannte „Priesterkodex", den wir für den ältesten Bestandteil gehalten, in Wahrheit die späteste dieser Urschriften und erst in der Zeit des Exils geschrieben ist, und daß auch die ältesten nicht einmal bis in die Zeit der ersten Könige hinaufreichen, so ist durch dies „Ergebnis" noch keineswegs die von manchen Kritikern (besonders auch von Wellhausen) behauptete Unglaubwürdigkeit der darin enthaltenen geschichtlichen Nachrichten dargethan. Vielmehr ist bei solcher Sachlage zur Erforschung der weit hinter den Quellschriften zurückliegenden geschichtlichen Thatsachen erst eine Prüfung 1. der jenen vorangegangenen mündlichen Überlieferung und 2. ihres Verhältnisses zu den Quellschriften notwendig. Diese Prüfung zu unterlassen und ohne weiteres den ganzen Inhalt der „Sage" als „sagenhaft" und darum unglaubwürdig anzusehen — das ist ein unwissenschaftliches Verfahren. Leider werden auch ausdrückliche Erklärungen besonnener Kritiker auf diesem Gebiet viel zu wenig beachtet, wie z. B. wenn Kautzsch in seinem vortrefflichen, kurzen und klar übersichtlichen — namentlich zur Orientierung höchst empfehlenswerten — „Abriß der Geschichte des alttest. Schrifttums" (d. Anhang seiner Übersetzung des A. Test.) S. 138 sagt: „Nach alledem werden wir den größten Teil des von den alten Quellenschriften im Pentateuch und Josua gebotenen Stoffes auf Rechnung thatsächlicher Überlieferung aus der vorlitterarischen Periode zu setzen haben." Leider wird es weit mehr beachtet und gern noch verallgemeinert, wenn andere Kritiker Äußerungen in entgegen-

gesetztem Sinne fallen lassen.*) Allerdings dürfen wir uns der Einsicht nicht verschließen, daß die mündliche Überlieferung Trübungen und Entstellungen noch leichter als die Schriftwerke erfahren konnte und auch erfahren hat. Ja wir haben dafür sogar in einem einzelnen Falle einen ethischen Beweis, der auch für schlichte Schriftleser ohne kritische Bildung und Neigung einleuchtend sein wird. Der angebliche Befehl Jehovahs, die Israeliten sollten ihren ägyptischen Nachbarn goldene und silberne Gefäße durch eine falsche Vorspiegelung entwenden, steht in klarem Widerspruche zu dem Gebote Gottes: du sollst nicht stehlen; du sollst nicht falsch Zeugnis reden; du sollst nicht begehren . . . was dein Nächster hat. Mag es auch thatsächlich vorgekommen sein, daß Israeliten so verfuhren, so war es doch nimmermehr ein Befehl des heiligen Gottes. Wenn nun solches als von Gott geboten und von Gott gesegnet dargestellt wird, so ist das eine Trübung, eine Entstellung der geschichtlichen Wahrheit, wofür die Ursache in dem begehrlichen und gehässigen Sinne des sündigen Volkes zu suchen ist. Das sollte einfach anerkannt und nicht durch gutgemeinte Auslegungskünste verdeckt oder durch künstliche Beleuchtung beschönigt werden.

Trotzdem wäre es ganz verkehrt, der mündlichen Überlieferung oder „Sage" wegen solcher Trübungen und Mängel und insgesamt wegen ihrer nachbarlichen Beziehungen zur Poesie alle Glaubwürdigkeit abzusprechen und sie mit all ihrem Inhalt selber einfach für Dichtung zu erklären.

Daß die alten Volkssagen einen geschichtlichen Kern haben und wohl zu unterscheiden sind von den sogenannten „Mythen", den theosophischen und philosophischen Dichtungen, das hat man jetzt in der profanen Forschung längst erkannt, z. B. in Bezug auf die altgriechischen und die altdeutschen Heldensagen.

---

*) Wie z. B. Kuenen in seiner „historisch-kritischen Einleitung in die B. des A. Test." von der über Mosis und Josuas Zeit vorliegenden Überlieferung gelegentlich sagt: „Diese ist, um es kurz zu sagen, durch und durch unhistorisch." — Übers. v. Weber S. 41.

Wer die immanente Kraft und Treue der mündlichen Überlieferung und ihre Bedeutung fürs Leben der Alten nur nach den modernen Verhältnissen schätzen wollte, der würde sehr irren. Wie war doch ehemals der ganze Inhalt des Denkens und des Wissens, auch der täglichen Beziehungen und Geschäfte so überaus einfach und begrenzt. Solche Einfachheit und Enge der Gedanken und Interessen erhöht natürlich die Wichtigkeit und verstärkt die feste, treue Bewahrung des im Geiste Aufgenommenen und sichert seine Weitergabe an das nachwachsende Geschlecht. Dazu kam, daß das Interesse für die eigenen Vorfahren noch weit größer war und einen viel mehr persönlichen Charakter trug, als es bei unserem mehr universell und weltbürgerlich gearteten Geschichtsbetriebe sein kann. — Unter anderm bezeugt sich die Treue der Überlieferung der Stammesgeschichte in besonderer Weise durch die Thatsache, daß auch manche recht ungünstigen, auch nach der Anschauung jener Zeit durchaus nicht rühmlichen Züge aus dem Leben der Vorfahren berichtet werden.

Neben diesen allgemein gültigen Umständen kommt für die Beurteilung der geschichtlichen Treue gerade der alttestamentlichen „Sagen" noch dies in Betracht, daß die festgewordene Darstellung derselben im Unterschiede von den Heldensagen des phantasievollen und redefrohen Griechenvolkes offenbar nicht zu freudebringender Unterhaltung und rein menschlicher Ergötzung, sondern zu schlichter Mitteilung und Belehrung gedient hat. Diese Belehrung war gewiß teilweise von Anfang an schon auch sittlich-religiöser Art, jedenfalls ist sie es sehr stark in der uns vorliegenden Form.

Auf ein sehr beachtenswertes Anzeichen von geschichtlicher Thatsächlichkeit, das die Vermutung ursprünglicher Erdichtung einfach ausschließt, möge hier noch hingewiesen werden. Das ist die individuelle Charakterzeichnung bei den Hauptpersonen der israelitischen Vorgeschichte. Individuelle Charakterzeichnung kann in jenen Zeiten, wo die Sagen entstanden und fortgepflanzt sind (auch in den Zeiten noch, wo sie aufgeschrieben und endlich auch die Quellen zusammen-

gearbeitet sind), nur auf geschichtlicher Wirklichkeit ruhen — einfach deshalb, weil eine freie, selbständige, dichterische Konzeption solcher individuellen Charakterbilder eine Entwicklungsstufe der Dichtkunst voraussetzen würde, wie sie in Israel bis zum Exil, ja in der ganzen alttestamentlichen Zeit nie erreicht worden ist.

Um dies Moment richtig zu würdigen, werfen wir einen Blick auf den Entwicklungsgang der schildernden und charakterisierenden Dichtkunst bei andern Völkern. Am vollständigsten und reichhaltigsten liegt uns derselbe bei den Griechen vor Augen. Eine freischaffende Charakterzeichnung beginnt erst im Drama, und zwar sind es, wie deutlich zu erkennen ist, zunächst immer nur wenige Hauptzüge, womit der Dichter seine Personen zeichnet. Die Zeichnung der Helden ist bei Aeschylus, bei Sophokles, auch Euripides durchaus scharf und klar, aber sie ist wenig ausführlich. Des Aeschylus Charaktere sind vergleichbar den ersten großen Umrissen, die ein genialer Maler mit Kreide oder Kohle auf den Karton hinwirft: klar und deutlich, aber noch ohne spezielle Ausführung. Die Charaktere bei Sophokles sind vergleichbar einem klar und schlicht gezeichneten Holzschnitte, wo mit wenigen bedeutsamen Linien ein eigentümliches Bild gegeben wird, wohl charakteristisch, aber noch ohne jene individuelle Ausführung und Nüancierung, die einem farbigen Gemälde eigen ist. Erst in der neueren dramatischen Kunst, wesentlich seit Shakespeare, findet sich jene Fülle von Individualität, welche wir jetzt vom Dramatiker verlangen.

Anders finden wir es in der epischen Poesie, soweit sie auf der Sage ruht. Die Sage selbst bot von der geschichtlichen Wirklichkeit her die individuellen Züge schon dar. Darum haben wir auch z. B. in der Ilias eine Reihe von ganz individuell gezeichneten Persönlichkeiten. Das ist nicht freie Schöpfung eines Dichters, sondern geschichtliches Erbe, darum auch von verschiedenen Dichtern in den verschiedenen Gesängen gleichmäßig bewahrt und festgehalten. Agamemnon anders von Charakter und Eigenart als Mene=

laus; Diomedes ganz eigenartig und weit verschieden von Odysseus; Nestor und Achilles keineswegs nur durch die Altersstufe von einander und von den Übrigen verschieden. Und so beharren diese individuellen Charakterbilder auch in den Gesängen, die ganz sicher nicht von dem ersten Dichter herrühren. Gewiß sind viele Helden und Heldennamen von den Dichtern oder Rhapsoden frei erfunden, aber gerade diese entbehren denn auch der individuellen Ausführung.

Es wird nun kein Verständiger behaupten, daß die in der Ilias erzählten Thaten jener individuell charakterisierten Helden im einzelnen geschichtliche Wahrheit seien; aber ebenso wenig darf man sie selber und ihre Charakterbilder einfach als Erfindung der Dichter ansehen. Das hieße jenen Rhapsoden eine Kunstleistung zutrauen, welche erst Jahrhunderte später von genialen Dichtern in allmählichem Fortschritt erreicht ist.

Hiernach wird es einleuchtend sein, daß auch die individuellen Charakterbilder der alttestamentlichen Patriarchen nicht Dichtung, sondern Erinnerung aus jenen alten Zeiten sind.

Eine Bestätigung erhält dies Argument durch die beiden im A. Test. vorhandenen dramatisch-epischen Dichtungen, welche uns zeigen, wie eine auch schon sehr reflektierende didaktische Dichtung, die auch keineswegs an Gedankenarmut leidet, durchaus noch keine individuelle Charakterzeichnung hat. 1. Das Buch Jonas und 2. das Buch Hiob. So viel wir auch aus Hiobs Munde hören, von seinen Leiden, von seinen Gedanken und Anfechtungen, so viel auch seine Freunde reden und am Schlusse von seinen Erlebnissen mitgeteilt wird: eine individuelle Charakterzeichnung wird uns nicht von ihm gegeben. Ebensowenig von Jonas.

Werden wir nun so durch die Individualität der Charakterzeichnung in der Patriarchengeschichte zu der Erkenntnis geführt, daß der Inhalt der alten mündlichen Überlieferung nicht ein Produkt dichterischer Phantasie, sondern Geschichte war, so brauchen wir über Einzelnes nicht in

Unruhe zu sein. Daß die einzelnen Worte, daß die einzelnen Erlebnisse so zu sagen protokollarisch genau aufgezeichnet seien, werden wir weder behaupten, noch verlangen. Daß auch eine gewisse dichterische Freiheit bei der Wiedergabe der ursprünglichen Erinnerung gewaltet hat, ist selbstverständlich und ergiebt sich auch deutlich aus der Vergleichung der Parallelstellen.

So konnte es auch vorkommen, daß einzelne Thatsachen in verschiedener Weise weiter erzählt wurden und daraus dann gewisse Parallelgeschichten entstanden, die weiterhin als verschiedene Geschichten angesehen wurden.*)

Nach alledem werden wir die in der mündlichen Überlieferung bis zur schriftlichen Aufzeichnung in den einzelnen Quellschriften enthaltenen Lebensbilder der Patriarchen, wie auch des Moses im wesentlichen als Geschichte anerkennen müssen.

An dieser Stelle sei auch noch ein einzelnes Erkennungszeichen höchsten Altertums erwähnt, das gleichsam wie der Stempel auf dem Bruchstücke eines alten Ziegelsteines einen Schluß auf die Entstehungszeit ermöglicht. Das ist die Angabe über die vier Flüsse und die von ihnen umflossenen oder begrenzten Länder: Genesis 2, 11—14.

Diese Worte, die selbstverständlich gleich ursprünglich zu einer Paradieses- und Menschheitsgeschichte gehört haben müssen — denn ohne solche Zugehörigkeit hätten sie ja überhaupt keinen Sinn gehabt —, können nicht herstammen aus einer Zeit, wo man bereits eine klare und richtige geographische Kenntnis von den in Betracht kommenden Ländern hatte. Ja selbst wenn sie, wie einige Kritiker meinen, wirklich von einem späteren Redaktor in den jetzigen Zusammenhang ein-

*) Ähnlich verhält es sich wohl in Jesu Leben mit der Heilung des einen Blinden bei Jericho und der Heilung der beiden Blinden bei Jericho. — So darf man denn wohl zweifelhaft darüber sein, ob nicht vielleicht Abrahams Aufenthalt bei Pharao (Gen. 12) und der bei Abimelech (Gen. 20), ja vielleicht auch Isaaks Besuch bei Abimelech (Gen. 26) im Grunde identisch seien.

gefügt wären, so könnten sie doch nicht dessen eigene Erfindung sein, weil sie eben mit der in späterer Zeit den Israeliten wohlbekannten Wirklichkeit nicht übereinstimmen, sondern er müßte sie aus einer alten ihm bekannten Überlieferung hergenommen haben. Auf jeden Fall zeigen diese Worte, daß im Stamme Israel bereits damals, wo ihm von den großen Flüssen nur der Phrat und der Chidekel bekannt, die andern beiden aber ihm nur von Hörensagen bekannte, fabelhafte Ströme waren, d. h. in frühester Patriarchenzeit bereits eine mündliche Stammes-Überlieferung und Menschheits-Geschichte existierte.

Nun ist es aber noch eine wichtige Frage, wie sich denn die uralte mündliche Überlieferung zu den im Pentateuch verarbeiteten Quellschriften verhält; ob sie bei der schriftlichen Fixierung und Zusammenstellung im wesentlichen treu und unverändert geblieben oder beträchtlich umgestaltet worden ist.

Daß unter dem Einfluß der namentlich im Priesterkodex unverkennbar vorliegenden „Tendenz“ auch hier und da die vorgefundene Überlieferung gewisse Modifikationen und Ausbildungen erfahren hat, dürfte von vornherein wahrscheinlich sein und läßt sich in einzelnen Punkten nachweisen. Trotzdem aber stimmt auch sogar in dieser letzten Quellschrift das Lebensbild der Patriarchen noch überein mit dem der ältesten Quellschriften. Namentlich kommt als ein wichtiges Zeichen der Zurückhaltung der späteren Autoren und der relativen Integrität der Überlieferung bis in die allerspäteste litterarische Darstellung hinein eine Thatsache in Betracht, die in dieser Beziehung meistens unbeachtet zu bleiben pflegt, nämlich folgende:

In Bezug auf die geschichtliche Erzählung trägt sogar der Priesterkodex den Charakter großer Objektivität und auffallender Reinheit von späteren im religiösen Leben bedeutsamen Elementen. Die geschichtliche Überlieferung muß auch für den Tendenzschriftsteller eine gewisse altersfeste Unantastbarkeit gehabt haben, die es ausschloß, daß solches

hineingedichtet wurde, was dem Charakter der alten Zeit und dem Gesamtbilde ihrer Personen widersprochen hätte. So ist z. B. nirgends in der Patriarchengeschichte der Gedanke einer Wiederbelebung und eines bewußten persönlichen Lebens nach dem Tode bemerkbar, der doch (wie Hosea 13, 14 und Jesaias 26, 19 und Ezechiel 37 bezeugen) thatsächlich schon vorhanden war in den Zeiten, wo die mittleren und jüngsten Quellschriften des Pentateuchs entstanden. Wiewohl es nicht an Veranlassungen gefehlt hätte, der Gedankenwelt der Patriarchen, ihrem Hoffen und Wünschen, sowie den an sie gerichteten Verheißungen Jehovahs eine solche Beziehung zu geben, so ist doch davon keine Spur vorhanden. — Auch die dem Verfasser des Priesterkodex doch so sehr am Herzen liegende Sabbathsruhe ist nirgends in das Leben Abrahams und der andern Patriarchen hineinverwoben worden.

An solchen Einzelheiten läßt sich die spröde Festigkeit der Überlieferung, die Fremdartiges ausschließende Kraft des Ursprünglichen erkennen.

Nach alledem dürfen und müssen wir die im Pentateuch uns vorliegende Vorgeschichte Israels der Hauptsache nach für zuverlässige geschichtliche Erinnerung halten und können den geistreichen Behauptungen einer ebenso unkritischen wie überkritischen Geschichtskonstruktion nicht beipflichten.

Es ist wohl richtig, wenn man sagt: Abraham ist „der „Typus“ eines frommen Nomadenfürsten“! aber es ist durchaus falsch, zu meinen, er sei nur „Typus“ eines solchen und keine geschichtliche Persönlichkeit. Vielmehr ganz sicher hat ein Abraham gelebt; sein ursprünglicher Name „Abram“ heißt „hoher Vater“ = Stammvater. Und selbstverständlich hat Israel einen Stammvater gehabt, einen Vorfahren auch in der Zeitperiode, wo am semitischen Gesamtstamme der Zweig der Israeliter und der Zweig der Ismaeliter (oder Araber) zuerst von einander sich schied. Nun

hat von dem damaligen Vorfahren oder gemeinsamen Stammvater beider Stämme die alte ernste schlichte Sage oder mündlich fortgepflanzte Volkserinnerung in Israel noch etwas mehr festgehalten, als bloß das äußerliche Leben und Wandererlebnisse eines Nomadenfürsten. Sie hat festgehalten, was in seinem Leben wirklich eine Hauptsache, ja die Hauptsache seines Lebens gewesen ist: die klarbewußte, innige Gemeinschaft mit dem einigen ewigen Gotte! Sie hat festgehalten, wie er vor Andern mit aufgeschlossener, empfänglicher, gottbezogener Seele den Kundgebungen und Weisungen des ihm von den Vätern her bekannten einigen Gottes lauscht, wie er gehorsam und vertrauensvoll ihm folgt und anhängt, wie er in einer Lebensschule des Glaubens und Hoffens und des Gehorsams sich bewährt und reift und zunimmt auch an heiliger Erkenntnis. Sie hat festgehalten Allgemeines und Einzelnes, u. a. auch die Tage seiner schmerzlichsten und gesegnetsten Prüfung, wo Gott es ihm auferlegt und gegeben hat, zu erleben und zu erkennen, daß trotz der unendlichen Verpflichtung, die ein frommes und doch sündiges Menschenherz gegen den heiligen und gütigen Gott hat und fühlt, nur das Herzensopfer, nicht aber ein blutiges Menschenopfer dargebracht werden soll — eine heilig ernste Erfahrung, die auch als ein Erbsegen von größter Bedeutung auf sein Geschlecht gekommen ist. Denn es ist doch eine merkwürdige Thatsache, daß in Israel trotz des hier hervorragend starken und klaren Bewußtseins der menschlichen Sündhaftigkeit und absoluten Verpflichtung dem heiligen großen Gotte gegenüber dennoch die bei andern Völkern üblichen Menschenopfer niemals zum legitimen Jehovah-Cultus gehört haben, sondern daß trotz ihres vereinzelten Vorkommens und trotz zeitweiliger heidnischer Verirrungen doch das Bewußtsein herrschend geblieben ist: Menschenopfer sind Gott ein Greuel.

Wer in Übereinstimmung mit den obigen allgemeinen Erörterungen anerkennt, daß die unabweisbare reale Beziehung des alles kausierenden Gottes zu dem Menschengeiste, die immer auch eine absichtsvolle Selbstbezeugung, also Offen=

barung Gottes ist, in ihrer Form und ihrem Umfange dem jeweiligen Geistesstande des in geschichtlicher Entwicklung stehenden Menschen entspricht: der hat auch keinen Grund, sich gegen die in Abrahams Geschichte erkennbaren Offenbarungsakte Gottes zu sträuben.*) — Ebenso ist denn auch das Urteil der negativen Kritik über die Person und das Werk des Moses durchaus unhaltbar. Wellhausen spricht ihm im Grunde jede Bedeutung ab; von einer reformatorischen, gesetzgeberischen, sittlich-religiös konstitutiven Thätigkeit bleibt ihm keine Spur. Mit einer erstaunlichen Naivität zeigt sich Wellhausens Willkür und Lust zum Verneinen z. B. in der Behauptung: wenn auch vielleicht wirklich Steine in der Bundeslade gelegen, so sei doch sicherlich nichts darauf geschrieben gewesen! Findet er — und zwar mit Recht — in jener uralten einstimmigen Überlieferung von der Bundeslade mit den Steintafeln ein Zeichen geschichtlicher Thatsache, so müßte ihm doch mehr noch als jener einzelne Zug der Überlieferung die gesamte übereinstimmende Überlieferung von Mosis geschichtlichem Werk beachtenswertes Gewicht haben. Die Thatsache solcher Überlieferung selbst muß ein kritischer Geschichtsforscher doch in Betracht ziehen! Dieselbe ist gar nicht anders zu erklären als aus geschichtlicher Erinnerung! Mögen auch, wie schon erwähnt ist, manche Einzelheiten in Mosis Geschichte ungenau überliefert und mehr dichterisch als geschichtlich zu verstehen sein: die Person und das Lebenswerk dieses „Moschäh“ (d. h. „Herausführers“)**) kann nicht Erfindung späterer Jahrhunderte sein! Wenn eine große geschichtliche Persönlichkeit vorhanden ist, die mächtig eingegriffen in die äußere oder innere Entwicklung eines Volkes, dann kann derselben auch wohl noch manches angedichtet werden; dafür

---

*) Die dem kindlichen Menschheitsalter entsprechende Form der Kundgebung und auch die Form ihrer alttestamentlichen Darstellung wird den nicht beirren, der bei alledem die Hauptsache, d. h. die planvolle göttliche Pädagogik im Auge behält.

**) Ob derselbe noch einen andern Namen gehabt, erfahren wir nicht.

giebt es Beispiele überall und auch in der deutschen Geschichte. Aber unerhört und undenkbar ist es, daß die Volkssage eine große gewaltige Persönlichkeit erfindet und hinstellt an eine leere Stelle der Geschichte, an die überhaupt keine bedeutende Erinnerung angeknüpft war!

Wie verhält es sich nun mit seiner Gesetzgebung?

Das ist ja klar zu erkennen, daß die Verfasser jener Quellschriften des Pentateuch dem Moses auch spätere Gesetzesvorschriften in den Mund gelegt haben, die nicht aus seiner Zeit herrühren.*) Damit haben jene Schriftsteller keineswegs absichtlich einen Betrug begehen wollen. Hatten sie das Bewußtsein, daß die betreffenden Vorschriften zum notwendigen Ausbau und Weiterbau der mosaischen Gesetzgebung gehörten, so ist über die gewählte Form der Verkündigung, über die Einkleidung derselben und ihre Einfügung in Mosis Leben nicht mit ihnen zu rechten; wir dürfen ihr Verfahren nicht nach unseren litterarischen Rechtsbegriffen beurteilen, sollen es lieber zu verstehen suchen, entsprechend der auch bei uns noch üblichen und Allen wohlverständlichen Freiheit der mündlichen Rede, wonach auch heutzutage ein christlicher Prediger wohl einmal dem Herrn Christus direkte Worte an die Hörer in den Mund legt, die der Herr wohl sprechen könnte, wenn er gegenwärtig zu ihnen redete, die er aber nicht gesprochen hat.

Eine ganz unkritische Übereilung aber ist es, um dieser Thatsache willen nun dem Moses überhaupt jede Gesetzgebung abzusprechen.

Selbst der Umstand, daß während der Richter- und Königszeit das Gesetz, insbesondere der Dekalog nirgends erwähnt wird, beweist noch keineswegs sein Nichtvorhandensein. Sicherlich hat Moses einen Dekalog gegeben; und wenn derselbe in der wirren, wilden Zeit der Richter und auch noch lange in der Königszeit vergessen und un-

*) Eine recht klare und im ganzen wohlzutreffende Darlegung der einzelnen „Schichten" der Gesetzgebung giebt Wellhausen in den „Prolegomena z. Geschichte Israels."

gelesen blieb, so ist ihm damit nur dasselbe begegnet, was später dem Evangelium von der Gerechtigkeit aus dem Glauben Jahrhunderte lang im Mittelalter von den berufenen Vertretern der Kirche widerfahren ist. Um so leichter aber konnte der Dekalog ganz unbeachtet daliegen, als damals die allerwenigsten Israeliten des Lesens kundig waren.*)

Den Dekalog für unmosaisch erklären, das heißt seine großartige grundlegende Bedeutung verkennen! Wer den Dekalog geschrieben hat — ohne göttliche Erleuchtung war's nicht möglich! —, der muß einen tiefen Blick in die göttliche Weltordnung gehabt haben, ein tiefes Verständnis für die wahre sittlich-religiöse Grundlage eines jeden gesunden Volkslebens; der muß auch selbst ein hervorragender reformatorischer Mann gewesen sein. Und wer soll's nun gewesen sein?! Irgend ein verborgener schüchterner Mensch? Irgend ein stiller unbekannter Denker? Nein, mindestens ein großer geistesmächtiger Prophet!

Nun, die großen geistesmächtigen Propheten in der Geschichte Israels kennen wir. Aber von keinem derselben wird uns solche That auch nur angedeutet. Jedenfalls hätte derselbe doch die fundamentale Bedeutung eines solchen Ausdruckes von Gottes Willen selbst erkannt und hätte ihn sicherlich ins Volk hinausgerufen! und das wäre die wichtigste, denkwürdigste That seines Lebens gewesen, die auch in der Erinnerung hätte haften und in der Geschichte hätte erwähnt werden müssen! Aber bei keinem der großen Männer in der Geschichte Israels ist eine Spur von solcher konstitutiven That. Wohl findet sich ein Reformversuch bei Hiskias und bei Josias; aber gerade

*) Gegen eine schriftliche Aufzeichnung selber spricht übrigens dieser noch unlitterarische Kulturzustand des damaligen Volkes keineswegs. Denn auch wo nur Wenige in einem Volke die Kenntnis des Lesens und Schreibens besitzen, werden doch die wichtigsten Rechtsgrundsätze schon schriftlich fixiert für alle Zukunft. Als das junge Volk der Römer noch auf sehr niedriger Stufe der Schulbildung stand, längst vor Beginn seiner Litteratur, wurden doch die Gesetze, die man in Anlehnung an reifere Kulturvölker für Rom aufstellte, auf Tafeln geschrieben.

diese Bestrebungen einer sittlichen und religiösen Reinigung des Volkes haben zur Voraussetzung schon das Bewußtsein von einer altverpflichtenden Gottesordnung.

Sonderbarer Weise ist hier nun noch ein Problem ganz ernstlich aufgeworfen, das kaum Anspruch darauf hat, ernst genommen zu werden, nämlich die von Goethe angeregte Frage, ob nicht statt Ex. 20 vielmehr Ex. 34 die ursprüngliche Gestalt des Dekalogs zu finden sei. Es giebt moderne Kritiker, die das in der That annehmen. — Bekanntlich entsprechen sich inhaltlich in den beiden Kapiteln 1. das Verbot außer Jehovah noch andere Götter anzubeten; 2. das Verbot, hier von allem Bilderdienst, dort von gegossenen Bildern; 3. das Gebot, den Sabbath durch Arbeitsruhe zu heiligen.

An Stelle der anderen religiösen und sittlichen Gebote in Ex. 20 stehen Ex. 34 die Gebote: das Fest der ungesäuerten Brote zu halten; die Erstlinge der Herde dem Herrn darzubringen; dreimal jährlich sollen alle Männer vor dem Herrn zusammenkommen; die Opfer sollen nicht zu ungesäuertem Brot geschlachtet werden; das Passahopfer soll nicht bleiben bis an den Morgen; die Erstlinge von den Früchten sollen in das Haus des Herrn gebracht werden; das Böckchen, das noch an der Milch seiner Mutter ist, soll nicht gekocht werden (oder: „nicht in seiner Mutter Milch").

Es fehlen also in Ex. 34 die ethischen Gebote, die gerade für das gottgefällige Leben die Hauptsache sind; dafür stehen dort rituelle Vorschriften, die gewiß nicht als notwendige Vorschriften für das Leben gelten können. Ein Gesetzgeber, der auf dieser Grundlage den „Bund" zwischen Gott und dem Volke (vgl. Ex. 34, 27) gegründet wissen will, muß doch wohl befangen gewesen sein in einer Überschätzung des gebotenen Ritus. Grundlage einer geistigen Erneuerung des Volkes ist dieser wesentlich rituelle Dekalog nicht gewesen. Selbst die drei zuerst genannten religiösen Gebote haben in jenem Zusammenhange von ihrer ursprünglichen Macht und Bedeutung ein wenig eingebüßt: das Sabbathsgebot hat nicht mehr die ursprüngliche Dringlichkeit;

das Verbot des Bilderdienstes nicht mehr jene Ausnahmslosigkeit; das erste Gebot, keinen andern Gott anzubeten, nicht mehr die herzandringende Begründung aus der unmittelbaren jüngsten Erfahrung. So ist auch bei diesen drei Geboten wenigstens in dem Ausdrucke eine gewisse Abschwächung bemerkbar. Solch eine z. T. minderwertige Wiedergabe ist auch wohl begreiflich von der Hand eines kultuseifrigen Mannes, der — gleich seinem Volke — wohl noch etwas weiß von einem uralten heiligen Gesetze, der zehn Worte, aber die Worte selbst zum größten Teile nicht mehr überkommen hat.

Umgekehrt hingegen wäre es gar nicht zu verstehen, wie ein so unsystematisch geordnetes und aus ganz ungleichartigen und ungleichwertigen Elementen bestehendes dekalogisches Gesetz im Volksbewußtsein und in der Volkserinnerung je solches Gewicht hätte erlangen und behaupten können, daß nach Jahrhunderten ein reformatorischer Mann (nämlich der Gesetzgeber von Ex. 20) sich veranlaßt sehen konnte, nicht bloß das geistig Wertvolle daraus zu entnehmen, sondern sogar das dekalogische Schema für seine sittlich-religiöse Gesetzgebung beizubehalten oder besser gesagt: wieder aufzunehmen.

So werden wir gerade durch die Vergleichung von Ex. 34 mit Ex. 20 und durch die einzigartige Weisheit und tiefe Erkenntnis der moralischen Weltordnung, die in Ex. 20 vorliegt, dahin geführt, dies Gesetz als das ursprüngliche und von dem großen Reformator Moses herrührende anzusehen. Diese Annahme streitet gar nicht mit der litterarhistorischen Zuweisung des Abschnittes Ex. 20, 1—17 zu dieser oder jener Quellschrift, sobald man nur im Bewußtsein behält, daß in diesen Quellschriften sehr viel alte Überlieferung enthalten ist.

Das Gesetz hängt nun innerlich und auch nach dem Wortlaut der Schrift aufs engste zusammen mit dem sogenannten „Bunde" zwischen Gott und Israel.

Nach dem Priesterkodex ist die mosaische Bundschließung eine Erneuerung und Ausgestaltung des schon früher von Gott mit Abraham und noch früher mit Noah geschlossenen

„Bundes". (Gen. 9, 9 u. 17, 1 ff.) Diese Darstellung wird nun von Wellhausen u. A. als tendenziöse und ungeschichtliche Konstruktion des betreffenden Autors angesehen. — Daß indessen für das thatsächliche innige Gemeinschaftsverhältnis der Patriarchen, insbesondere Abrahams mit Gott die allergrößte Wahrscheinlichkeit vorliegt, ist schon oben nachgewiesen worden. Ob freilich dasselbe auch damals schon mit dem Namen „Bund" bezeichnet worden ist, könnte noch zweifelhaft sein. Wäre es nicht der Fall, so würde, falls nur thatsächlich ein dem „Bunde" entsprechendes Gemeinschaftsverhältnis vorlag, es noch immer keine Fälschung zu nennen sein, wenn der Priesterkodex das später üblich gewordene Wort „Bund" auch schon für frühere Perioden gebraucht hätte.

Überdies ist es eine unberechtigte Behauptung, wenn man diesen Namen und Begriff einfach für eine Erfindung jenes späten Autors erklärt. Bei Hosea — also lange vor Abfassung des Kodex P — liegt Name und Begriff unzweifelhaft vor: vgl. Kp. 8, 1. Diese Stelle für unecht zu erklären, wie Wellhausen thut, ist einfach Willkür; und in dem dort gebrauchten Bilde von der Ehe liegt ja auch der Begriff des „Bundes". — Wie wir nun in der ganzen Geschichte Israels von Moses her keinen geistesmächtigen Propheten oder König haben, der den Dekalog gegeben haben könnte, so findet sich auch keiner, der als menschlicher Stifter oder Vermittler des Bundes gelten könnte; denn solche That hätte eine epochemachende Bedeutung und darum auch einen Nachklang in der Volkserinnerung gehabt! Und die nachklingende Erinnerung weist nun eben (und mit innerer Wahrscheinlichkeit!) auf jenen Gesetzgeber Moses. Doch fußt Mosis Werk — nach einstimmiger Überlieferung — auf dem schon vorhandenen Gemeinschaftsverhältnisse zwischen Gott und den Stammvätern des Geschlechtes.

Kein einziger positiver Grund gegen die schon damals übliche — und an sich so menschlich nahe liegende — Vorstellung und Bezeichnung dieses Treuverhältnisses als eines „Bundes" läßt sich geltend machen. Nur ein einziger

negativer Grund, ein argumentum e silentio! Das ist die Thatsache, daß bis auf Hosea kein Geschichtsbuch und keine Überlieferung (außer der in dem Priesterkodex) von dem „Bunde“ spricht. Wie konnte, sagt man wohl, dieser wichtige Begriff, wenn er einmal vorhanden war, in irgend einer Darstellung der Geschichte der Patriarchen und des Volkes Israel fehlen?!

Zunächst ist zu beachten, daß in der Quellschrift J und auch in JE nur der logisch formulierte und sprachlich benannte Begriff, d. h. eben nur der Name „Bund“ fehlt — keineswegs die Sache selbst. Lesen wir die Geschichte der Berufung Abrahams bei J (Gen. 12) und bei JE (Gen. 15), so finden wir das Bundesverhältnis aufs deutlichste ausgedrückt. Zusage von Wohlthat und Schutz: Forderung von Gehorsam; dazu Treue und Vertrauen zwischen beiden Teilen. Nur die Benennung dieses Verhältnisses fehlt.

Erwägen wir nun die Art und Weise, wie die mündliche Überlieferung vom Stammvater her sich fortpflanzte bei den Nachkommen, so ist es selbstverständlich, daß dies geschah innerhalb der einzelnen Familien, nicht in öffentlichen Versammlungen und Verkündigungen. Darum konnte auch wohl die Erzählungsweise in den einzelnen israelitischen Stämmen sich eigenartig gestalten, z. B. in Josephs Hause ein wenig verschieden von der bei Juda und den andern Brüdern. Ist aber eine Erzählungsweise erst einmal fest geworden, dann pflegt auch ihre Eigentümlichkeit, ja selbst die Ausdrucksweise zu beharren.

Konstruieren wir uns einen Vergleich! Gewiß ist doch in dem Lebenswerke Jesu Christi der Begriff „σωτηρία“ ein überaus wichtiger; und doch findet sich dies Wort und auch das Wort σωτήρ nicht ein einziges Mal bei Matthäus und dem ihm nach Inhalt und Form nahestehenden Markus. Gesetzt nun, die in Matthäus und Markus niedergelegte apostolische Überlieferung wäre Jahrhunderte lang nur mündlich innerhalb eines Stammes oder einiger Stämme fortgepflanzt, wäre nicht (wie es durch die öffentliche Verkündigung in aller Welt und durch das Schrifttum jener

Zeiten geschehen ist) schon in den ersten Jahrhunderten ergänzt worden durch die bei Johannes und bei Lukas und namentlich auch bei Paulus vorliegende Verkündigung, dann wäre gewiß in der nur nach Matthäus und Markus gebildeten und irgendwann auch niedergeschriebenen Tradition der Christengemeinden das Wort σωτήρ und σωτηρία nicht zu finden gewesen, wiewohl die Sache natürlich auch in dieser Tradition als eine Hauptsache, ja als die Hauptsache auch unbenannt vorhanden wäre. Nahe läge dann der Schluß, daß die in den andern — nach Johannes, Lukas, Paulus gebildeten — Traditionslinien und Aufzeichnungen vorkommenden Vorstellungen und Benennungen σωτήρ und σωτηρία gar nicht ursprünglich, sondern erst spätere Zuthat wären. Und doch wäre dieser Schluß voreilig und falsch!

So ist nun auch der Schluß unberechtigt, daß der bei J und JE nicht vorkommende Begriff und Name „Bund“ nur eine willkürliche, dem Bewußtsein der Alten gar nicht entsprechende, späte Zuthat, nur eine Erfindung des Priesterkodex sei.

Indessen geht die jetzt übliche Verneinung der geschichtlichen Richtigkeit des Pentateuch noch viel weiter, greift noch viel tiefer; man will auch die Grundanschauung der ganzen uns dargebotenen Religionsgeschichte als ungeschichtliche Voraussetzung loswerden. Das heißt: der im Pentateuch vorausgesetzte ursprüngliche Monotheismus des Menschengeschlechtes soll eine späte Fiktion sein. — Weil der Monotheismus gegenüber dem Polytheismus die höhere und reinere Religion ist, so meinen Jene, derselbe müsse auch die später erreichte Religionsform sein — nach dem Gesetz der „Entwicklung des Vollkommneren aus dem Niedern“, wie es durch Darwin und seine Anhänger populär geworden ist. Sie verkennen dabei, daß dies Gesetz, sofern es auch in der Geisteswelt gilt, doch nur die (auch thatsächlich nachweisbare) Klärung und Vertiefung des Mono-

theismus selbst betrifft: und sie übersehen einerseits, daß die geschichtlich vorhandenen und erkennbaren Entwicklungsmomente das umgekehrte Verhältnis bezeugen, und anderseits, daß die Entstehung des Monotheismus auf Grund der dem Menschen gegebenen geistigen Ausrüstung sehr wohl begreiflich, auch die Umwandlung des Monotheismus in Polytheismus (wie auch in Fetischismus) sehr wohl zu begreifen ist, hingegen die Umwandlung oder Abklärung des Polytheismus (und Fetischismus) in einen volkstümlichen Monotheismus sich durchaus nicht so naturgemäß vollziehen konnte.

Die *natürliche* — gottgegebene — *Basis* oder *Anlage der Gotteserkenntnis* oder „*Gottesahnung*“ ist das den Menschen ausnahmslos beherrschende *Kausalitätsbewußtsein* oder *Kausalgefühl*. Dadurch ist er befähigt, das göttliche Walten zu ahnen, zu merken. Zugleich ist damit aber auch die *unmittelbare Gewißheit gegeben, daß alles Wirkliche in einem einzigen großen Kausalzusammenhange steht*, daß nicht etwa einzelne Gebiete des Wirklichen von andern isoliert sind. Wird nun dies einheitliche und allumfassende Kausalgefühl *vertieft* und *geklärt*, wir dürfen sagen: *erleuchtet*, so daß es die *göttliche*, d. h. vom *Urgrund* ausgehende Wirksamkeit in der Welt ahnt, fühlt, erkennt, *dann wird diese seine Gottesahnung naturgemäß auch monistisch* sein und bei weiterer normaler Entwicklung zum *Monotheismus* werden. Wenn sich dann aber der Mensch an die Welt verliert und gegen die in ihm und auf ihn wirkende göttliche Selbstbezeugung gleichgültig oder (weil immer auch ethische Impulse damit verbunden sind) widerwillig wird und dem innern, auch intellektuellen Geisteszeugnisse nicht lauscht, dann wird er das in der Welt immanente Walten der Gottheit nur immer unvollkommener und beschränkter verstehen, seine Gedanken und Vorstellungen über die Gottheit werden immer enger, äußerlicher, irrtümlicher; und von der nie ganz verlierbaren Gottesahnung noch teilweise beherrscht, sieht er nun in den ver=

schiedenen Naturgebieten und verschiedenen Umständen des menschlichen Lebens verschiedene Gottheiten walten.

Wenn nun dazu im Völkerverkehr die Leute irgend eines Stammes bei einem andern Stamme andern Kultus, andere Namen und Vorstellungen von der Gottheit vorfinden, dann sind sie nicht klar und gottbewußt genug, um aus der äußerlichen Verschiedenheit die innere Gleichheit, die Identität der hier und der dort verehrten Gottheit herauszufühlen oder gar klar zu begreifen. So hat man denn die Lokalgottheiten verschiedener Gegenden, statt sie mit klarer Erkenntnis zu identifizieren, vielmehr aggregiert. In manchen Fällen ist es nachweisbar, daß der Polytheismus durch Import von scheinbar fremden, im Grunde aber daheim schon vorhandenen Göttern gesteigert worden ist. Immerhin zeigt sich auch darin eine gewisse religiöse Macht, eine Art von unklarer Gottesfurcht, wenn man noch immer mehr Götter aus der Fremde annahm.

Annehmen aber war hier viel leichter als wieder aufgeben. Gewissenhaftigkeit und abergläubische Furcht hielt den Menschen fest bei seinem Kultus, fest in den religiösen Sitten und Verpflichtungen. — Vom Polytheismus so von selbst zum Monotheismus zurückzukehren, den Glauben an die bisher verehrten und gefürchteten Gottheiten aufzugeben — das widerspricht der religiösen Natur aller Völker. Dazu ist jedesmal erforderlich das Eingreifen von geistesmächtigen Persönlichkeiten, die von der Wahrheit und Lebenskraft des Monotheismus durchdrungen und getragen sind. — Paulus, Bonifazius und viele Missionare haben als solche geistesmächtigen Reformatoren das religiöse Leben polytheistischer Völker umgestaltet.

Wo aber solche prophetischen Männer fehlen, da kommt ein polytheistisches Volk nimmer zu einem lebendigen Monotheismus, sondern höchstens zum religiösen Skeptizismus oder auch zum Atheismus. Mehr hat auch die wohlgemeinte und wohlberechtigte Aufklärung der ernstesten Denker im Volk der Griechen mit ihrem lauten oder meist stillen Protest gegen

den Polytheismus nicht erreicht. — Wie sollte nun vollends ein polytheistisches Volk, welches überhaupt noch keine aufklärenden Denker hat, zu einem so lebendigen Monotheismus gekommen sein, wie wir ihn in Israel finden?

Freilich bedurfte Israel immerfort der prophetischen Warnung und Mahnung gegenüber den polytheistischen Gefahren und Verirrungen: aber in aller Predigt der Propheten (selbst bei Elias, der schon die Mehrzahl des Volkes von Jehovah abgefallen sah) ist doch die selbstverständliche Voraussetzung bemerkbar, daß Israel den einigen lebendigen Gott kennt und von Rechts wegen ihm allein anhangen müßte! — Es ist wirklich erstaunlich, daß kritische Historiker von einer vorgefaßten Meinung so beherrscht und gehalten sein können, diese Thatsache einfach zu übersehen!

Wenn nun aber in der Zeit der Propheten, und zwar schon zu Nathans und Samuels Zeit, der Monotheismus in Israel Voraussetzung ist, so hat man denselben auch bei der Einwanderung schon mitgebracht. Denn daß in der Richterperiode, die politisch wie geistig einen besonders dissoluten Charakter hat, der ungeheure Fortschritt vom polytheistischen zum monotheistischen Gottesbewußtsein — durch welchen unbekannten Geisteshelden auch immer veranlaßt — sich vollzogen hätte, wird kein Geschichtskundiger und kein Verständiger für denkbar halten! Der Übergang zum Monotheismus müßte also schon spätestens in der mosaischen Zeit, der Zeit der Auswanderung aus Ägypten stattgefunden haben. Und da ist ja nun auch eine geistesmächtige Persönlichkeit, die nach der Überlieferung einen gewaltigen sittlich-religiösen Einfluß auf das Volk ausgeübt hat!*) Und doch ist in der gesamten Überlieferung in allen Quellschriften auch für Moses der Monotheismus bereits die Voraussetzung, woran die ihm zuteil werdenden Offenbarungen und seine Verkündigungen fürs Volk anknüpfen. Nirgends auch nur die leiseste Spur davon, daß er selber durch Nach-

*) Nur schade, daß eben jene Kritiker der Überlieferung zum Trotz Mosis Werk auf ein Minimum oder auf nichts herabzumindern beflissen sind.

denken den Polytheismus überwunden hätte! und noch weniger irgend eine Möglichkeit, daß etwa ägyptische Weisheit ihm zu solcher Erkenntnis behilflich gewesen wäre! Soll es denn nun aber gar wahrscheinlicher sein, daß die Zeit der Fremdlingschaft in götzendienerischem Lande dem Stamme Israel vom Polytheismus zum Monotheismus verholfen habe, als daß seine Urväter schon den einigen Gott angebetet?! Wirklich, es zeigt sich bei näherer Überlegung, daß jenes entwicklungstheoretische Axiom, Israel müsse ursprünglich polytheistische Religion gehabt haben, einfach eine Caprice ist.

Die einzigen aus der Schrift genommenen Umstände, die auf den ersten Blick dafür zu sprechen scheinen, erweisen sich bei näherer Prüfung als anders zu deuten.

Allerdings scheint die Pluralform „Elohim" darauf hinzuweisen, daß dem Volke, welches seine Gottheit mit einem solchen Worte benannte, ursprünglich, da diese Sprachform sich herausbildete und festsetzte, eine polytheistische Vorstellung eigen war. Doch stehen dieser naheliegenden Annahme eben die oben erörterten thatsächlichen Momente entgegen und nötigen uns zu jener anderen sprachlich unbedenklichen Deutung des Plurals. Bekanntlich wird im Hebräischen der Plural häufig zur Bezeichnung von abstrakten Begriffen gebraucht: Jugend, Greisenalter, Leben sind im Hebräischen Pluralformen. So darf man denn „Elohim" (nach Stamm und Endung) als „Allmacht" deuten.

Der zweite Umstand, der für jene Theorie eines ursprünglichen Polytheismus zu sprechen scheint, ist der, daß an vielen Stellen des Alten Testamentes die Götter anderer Völker erwähnt werden, ohne daß ihnen dabei die Realität abgesprochen wird. Sogar in dem Dekalog, wo der Götzendienst ausdrücklich verboten wird, fehlt die in einzelnen Propheten-Worten allerdings vorhandene Nichtigkeitserklärung. Man meint nun, wenn sogar der legitime Jehovahkultus auch in der geschichtlichen Periode noch nicht streng monotheistisch auftritt, dann müsse die Volksreligion wohl ursprünglich polytheistisch gewesen sein. — Doch liegt die Sache so nicht. Einerseits

braucht es nicht eine Nachwirkung aus früherer Zeit zu sein, woraus sich diese, man möchte sagen tolerante Redeweise erklärt; es kann auch eine unwillkürliche Wirkung der Gegenwart gewesen sein, nämlich eine unwillkürliche Akkomodation an die durch fremdländischen und auch eingedrungenen Polytheismus beeinflußte volkstümliche Redeweise. Anderseits sieht man deutlich: der legitime Monotheismus in Israel ist selbst in der Prophetenzeit wesentlich praktischer Natur, er tritt keineswegs als philosophischer und konsequent logischer Monotheismus auf; er hat eine gewisse Weitherzigkeit, ja Gleichgültigkeit gegenüber den religiösen Anschauungen anderer Völker. Da er deshalb meistens nicht prinzipiell und nicht ausdrücklich die Existenz anderer göttlicher Wesen neben Jehovah bestreitet, so darf man ihn ja wohl — wie das bisweilen geschieht — auch Henotheismus nennen, der sich dann bei geschichtlich gegebenem Anlaß auch zum theoretischen und absoluten Monotheismus klärt.

Endlich möge zum Beweise für die geschichtliche Richtigkeit der alttestamentlichen Überlieferung eines ursprünglichen Monotheismus nicht nur im Stamme Israel, sondern in der ganzen Menschheit hingewiesen werden auf eine höchst merkwürdige Beobachtung der Sprachvergleichung.

Bis zum Ursprung des Menschengeschlechtes reicht ja natürlich die Sprachvergleichung nicht, aber doch — biblisch ausgedrückt — bis in die Zeit von Noah. Was uns nun über diese Zeit in Bezug auf die Religion durch die semitische Überlieferung berichtet wird, ganz dasselbe bezeugt uns diese Wissenschaft in Bezug auf die indogermanischen Völker. Inder, Perser, Gräko-Italer und Germanen, sie alle haben in ihrer Sprache einen, aber auch nur einen Gottesnamen gemeinsam, der den Gott des leuchtenden Himmels bezeichnet. Dyaush-pitâ. Ζεὺς πατήρ, Jupiter. Tiu-Vatar.*) Das ist

*) Vgl. Max Müller, Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion S. 248.

ein deutliches Zeichen, daß alle diese Völker vor ihrer Trennung von einander, als sie in der Urzeit noch einen Stamm bildeten, nur diese eine Gottheit — d. h. einen einigen Gott des Himmels schon kannten und nannten. Hätten sie damals schon mehrere Gottheiten verehrt, so würden sicherlich auch mehrere Götternamen ihren Sprachen gemeinsam sein. Sehen wir nun im indogermanischen Stamme, oder biblisch benannt: beim Stamme „Japhet“ ursprünglichen Monotheismus, wie sollte uns derselbe unglaubhaft erscheinen bei demjenigen semitischen Volke, das sich später vor allen andern durch klaren starken Monotheismus auszeichnet.*)

Nach alledem werden wir die im A. Test. enthaltenen, ursprünglich mündlichen Überlieferungen über die Geschichte der Gottesoffenbarung in der Menschheit und insbesondere im Stamme Israel ihren Grundzügen nach als treu und richtig anerkennen müssen und können der im Grunde wohl aus dogmatischen, auch aus geschichtsphilosophischen Vorurteilen hervorgehenden Ablehnung ihres geschichtlichen Charakters nicht zustimmen. Wer die auf das Menschengeschlecht gerichtete geistige Wirksamkeit des persönlichen Gottes erkennt und anerkennt, der wird selbst von einer Schrift, die (wie z. B. das Buch der Richter) unverkennbar „Tendenzschrift“ ist, doch nicht ohne weiteres behaupten mögen, daß der beherrschende Gesichtspunkt darin nur ein menschlich erfundener, willkürlich angenommener und die ganze Geschichtsdarstellung deshalb falsch sei. Ganz richtig formuliert z. B. Wellhausen die Darstellungsweise im Richterbuche als Veranschaulichung der regelmäßigen Aufeinanderfolge von:

*) Auch über die afrikanischen Völker, insbesondere die Neger= und Bantustämme, behaupten die Sachverständigen, daß hinter ihrem Fetischismus und Ahnendienste doch die Vorstellung von einem einigen Himmelsgotte noch deutlich zu merken sei. Vgl. Schneider, Religion der afrikanischen Naturvölker; auch Merensky ist durch sehr eingehendes Studium der Negersprachen zu demselben Ergebnis gekommen.

Abfall — Strafe — Bekehrung — Rettung. In der That ist dies dort das Schema der Geschichte. Ob es aber nur ein willkürlich hinzugebrachtes Schema ist: das ist eine andere Frage!

Wenn ein musikalisch beanlagter Mensch in einem Eisenbahnzuge fährt, so kann er bekanntlich aus dem wirren Lärmen und Rasseln Melodien, die er in sich trägt, heraushören; dann bringt er freilich etwas, das thatsächlich in jenem Tongewirr des fahrenden Zuges nicht liegt, aus seinem individuellen Seelenleben hinzu. Wenn aber Jemand mitten in dem verwirrenden Lärm belebter Straßen, mit scharfem und geübtem Ohr, von einem fernen Konzerte her eine Melodie, die von Andern gar nicht bemerkt wird, darum heraushört, weil sie auch in seiner Seele klingt: dann ist das nicht ein subjektiv hinzugebrachtes Schema, nicht eine fremdartige und unzutreffende Auffassung der Wirklichkeit. — Ein prophetischer Geist, ja im Grunde jede Gott-bezogene Menschenseele hat nun solch ein geübtes Ohr, das die Melodie der göttlichen Weltregierung, den Takt der großen Weltenuhr heraushört aus dem Gewirr des Völker- und des Menschenlebens! — Mag auch hin und her Irrtum und noch häufiger unvollkommenes Verständnis obwalten: im ganzen ist's doch nicht menschliche Erfindung, nicht „Mache", was uns in den pragmatischen Geschichtsbüchern des A. Test. vorliegt, sondern Wahrheit.*)

Die Geschichte Israels und seiner Stammväter hat nun im A. Test. eine Einleitung: die Urgeschichte der Menschheit. Daß in dieser Urgeschichte (von Adam bis Noah) die Namen, Zahlen und Ereignisse nicht in unserm Sinne ge-

*) Es würde hier viel zu weit führen, wenn wir noch eingehen wollten auf den Gradunterschied der Wahrheitserkenntnis, der zwischen den einzelnen Schriften, namentlich den einzelnen Quellschriften des Pentateuch bemerkbar ist, ein Unterschied, der eine ganz beträchtliche Weite zeigt, z. B. von dem genuinen Dekalog bis zum „Priesterkodex".

schichtlichen Charakter haben, oder gar Vollständigkeit und Genauigkeit, ist ja jedem Bibelforscher von selbst einleuchtend, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß auch Erinnerungen an einzelne bestimmte Erlebnisse des Menschengeschlechtes darin vorkommen und zwar an Ereignisse des äußeren Lebens, der Kulturentwicklung wie des geistigen Lebens. Im wesentlichen sind es Epochen der Entwicklung, die (wenn auch nicht in chronologisch genauer Folge) angedeutet werden, während die langen, langen Perioden der Entwicklung dazwischen verborgen bleiben: gleichwie dem Auge eines Wanderers, der auf einen weiten Weg zurückschaut, nur die Höhepunkte seines Weges sich noch darbieten, die weiten Strecken aber, die ihm dazwischen lagen, verschwunden sind. — Aehnlich wie dieser Rückblick ist ja auch der Ausblick in die Zukunft in den Prophetien des alten wie des neuen Bundes. Die wichtigsten Wendepunkte und Zielpunkte werden geschaut und markiert, die Länge der Zeiten, die mit ihrer Entwicklung dazwischen liegen, ist dem Blick verborgen; die Perspektive mangelt.

Zweierlei Gesichtspunkte sind es, unter denen nach der alttestamentlichen Darstellung die Urgeschichte steht, Gesichtspunkte, die wiederum nicht willkürlich, nicht fremdartig, nicht von menschlicher Reflexion und Phantasie erfunden sind, sondern die thatsächlich maßgebend, in Wahrheit für das Menschengeschlecht charakteristisch sind. Sie entsprechen dem zwiefachen Berufe des Menschen!

Der Mensch ist berufen und befähigt einerseits, sich die Erde unterthan zu machen. Das geschieht durch Kulturarbeit jeglicher Art. Marksteine auf dieser Bahn sind: Viehzucht, Hüttenbau, Ackerbau, Bearbeitung der Metalle, Staatenbildung, auch Erfindung der Musik. — Anderseits ist der Menschengeist, wie aus Gott und nach Gottes Wesen geschaffen, so auch berufen und befähigt zur Gottesgemeinschaft. (Vgl. Apgsch. 17,27.) Zur Gottesgemeinschaft gehört auch Erkenntnis Gottes und Uebereinstimmung mit seinem Willen.

Daß in der zweiten Beziehung statt des normalen Fort=

schrittes eine Verirrung eingetreten, nämlich die Sünde, d. h. die Auflehnung des zur freien Entscheidung befähigten Menschengeistes gegen den ihm bekannten Gotteswillen, und damit ein Verderben über das ganze menschliche Leben gekommen: das spricht Gen. 3 in anschaulicher, auch für kindliches Verständnis faßlicher Darstellung aus. — Von dem Fortschreiten in der Gotteserkenntnis während jener Urzeit scheint ein Moment in der Erinnerung des Menschengeschlechtes und dann im Stamme Israel festgehalten zu sein, nämlich das Aufleuchten der Erkenntnis, daß der allmächtige Gott zugleich auch ewiger Gott ist. Denn so muß doch wohl die Stelle Gen. 4,26 verstanden werden: „damals fing man an anzurufen mit den Namen Jaweh." Vorausgesetzt wird bis dahin allein der Name Elohim, d. h. der Begriff des starken, wir würden sagen „allmächtigen" Gottes. Ihm gegenüber wird das Menschengeschlecht in seiner Vergänglichkeit erkannt und durch den Namen „Enosch" als hinfällig, als genus mortale charakterisiert. Dieser Erkenntnisfortschritt entspricht ganz der Natur des menschlichen Geistes, wie denn auch das Kind, selbst in christlichen Familien, erst viel später den Gedanken der Ewigkeit Gottes faßt als den seiner Allmacht.

Alle diese Erwägungen werden nun freilich für den, der aus Indolenz oder Eigensinn an seinem praktischen oder theoretischen Atheismus (oder etwa auch an dem immer unwissenschaftlichen Deismus) festhält, bedeutungslos sein. Wer hingegen ernstlich die Wahrheit sucht und seine Weltanschauung auch durch die inneren logischen und moralischen Zeugnisse von der Wirksamkeit des lebendigen persönlichen Gottes bestimmen läßt, der wird bei solchen Erwägungen merken, daß es um die Glaubwürdigkeit der alttestamentlichen Geschichte in der That ganz anders, nämlich viel viel günstiger steht, als manche Kritiker, die das große Wort führen, behaupten. Er wird das von der negativen Kritik mit Zuversicht gesprochene Verdammungsurteil einer kritischen Revision bedürftig erachten.

---

6. Hat die biblische Schöpfungsgeschichte Wahrheit?

Zu der gesamten Menschheitsgeschichte bildet eine Einleitung die Schöpfungsgeschichte Gen. 1 u. 2, die zeigt, wie Gott dem Menschen die Stätte bereitet hat; und zwar lenkt Gen. 1 die Betrachtung auf die große Stätte, auf das ganze Weltgebäude; Gen. 2 hingegen spricht von der Bereitung der besonderen Wohnstätte der ersten Menschen und ihrer Besitznahme. Beide Darstellungen stimmen nach Absicht und Gehalt völlig überein, wenngleich jede ihre besonderen Momente und ihre besondere Darstellungsweise hat. Abgesehen von der zeitlichen Einteilung und der stufenweisen Entwicklung (die in Gen. 1 als „Sechstagewerk" auftritt) liegt eine beachtenswerte Verschiedenheit beider Darstellungen darin, daß Gen. 2 der Anschauung eines Menschen entspricht, der aus Erfahrung weiß, daß zum Pflanzenwuchse die Befeuchtung der Erde durch Regen und Tau nötig ist, also der Anschauung eines im wasserlosen Binnenlande wohnenden Menschen; während Gen. 1 der Anschauung und Erfahrung eines Menschen in wasserbespülten und darum an sich schon fruchtbaren Gegenden, wovon die Ufergegenden am Euphrat und am Nil bekannte Beispiele sind.

Wann zum ersten Male und in welches Menschen Sinn die eine und die andere Betrachtung des göttlichen Schöpfungsaktes in der uns vorliegenden altehrwürdigen Form gekommen ist, können wir natürlich nicht wissen. Jedenfalls

waren es Menschen mit starkem und klarem Gottesbewußtsein, und jedenfalls geschah es in Stunden lebendigster Gottbezogenheit. Wie denn aber der immerdar im Menschen verborgen wirksame Gottesgeist in solchen Stunden eine besondere Wirksamkeit in dem empfänglichen, sehnsuchtsvollen Geiste hat, so dürfen und müssen wir auch in der Konzeption dieser Schöpfungsbilder eine Gotteswirkung, eine göttliche Direktion der menschlichen Seelenthätigkeit, nennen wir es „Erleuchtung“ oder „Offenbarung“, anerkennen. Ja, das müssen wir. Dazu nötigt uns der über alle heidnischen Weltschöpfungsphantasien weit erhabene religiöse Gehalt dieser Konzeptionen.

Der religiöse Wahrheitsgehalt, der so klar und schlicht und selbst für kindliches Verständnis faßbar in der ersten wie in der zweiten Schöpfungsdarstellung enthalten ist, läßt sich ja für uns an begriffliches Denken gewöhnten Menschen begrifflich in kurzen Sätzen aussprechen; doch war jenem Kindesalter des Menschengeschlechts die Anschaulichkeit geschichtlicher Erzählung gewiß die einzig faßbare Darstellungsweise. Nicht durch lehrhafte Worte, sondern durch anschauliche Erzählung — ganz der ursprünglichen still empfangenen eigenen Konzeption entsprechend — haben jene ungenannten Gottesmenschen (einem Abraham ähnliche Gottesfreunde) die große heilige Wahrheit ihrem Geschlechte zum Bewußtsein gebracht und in unverlierbarer, unzerstörbarer Form überliefert:

Die ganze Welt hat ihr Dasein und ihre Ordnung allein durch den Willen des einigen, lebendigen, allmächtigen, mit Plan und Weisheit wirkenden, liebreich fürsorgenden Gottes, und Ziel seines ganzen Schöpfungswerkes ist der aus Seinem Wesen und nach Seiner — geistigen — Ähnlichkeit geschaffene, darum auch zu Seiner Gemeinschaft wie zur Weltbeherrschung berufene Mensch.

Daß dies der religiöse Wahrheitsgehalt der Schöpfungs=

geschichte Gen. 1 u. 2 ist, erkennt wohl jeder Bibelleser; und auch das wird im Prinzip allgemein anerkannt, daß es sich darin eben nur um die religiöse Erkenntnis handelt und keineswegs um eine naturwissenschaftliche Belehrung. Es wäre gut, wenn diese prinzipielle Einsicht auch bei aller Einzelbetrachtung festgehalten würde. Aber viele Theologen und Laien lassen — in guter Meinung und pietätvollem Sinne! — trotzdem nicht ab von dem Versuch, alle einzelnen Züge der biblischen Schöpfungsgeschichte als geschichtliche Vorgänge zu verstehen. Sehr löblich ist ja die vorsichtige Scheu, daß man nur ja nichts von der geoffenbarten göttlichen Wahrheit verlieren möchte; aber doch ist's nicht gut, wenn man die Hülle mit fürs Wesen, die Form mit für die Sache hält.

Wir erkennen es als unsere Aufgabe, bei allen Worten des Heilands seinen eigentlichen tiefsten Sinn zu erfassen, und müssen da bisweilen, auch wo die Rede nicht Gleichnisform hat, dennoch seine Worte als andeutungsweise, nicht aber wörtlich gemeint verstehen. Wer sich des rechten Auges oder der rechten Hand berauben wollte, um dadurch vor der Sünde sicher zu sein, hätte den Heiland falsch verstanden; wer dem Gewaltthätigen, der ihn ins Gesicht schlägt, auch den andern Backen hinhielte, würde damit noch nicht die Sanftmut und Liebe beweisen, die der Heiland von uns fordert und die er selber auch damals bethätigte, als er geschlagen ward und nicht den andern Backen darbot — ein klares Beispiel dafür, daß unter Umständen auch schlichte einfache Rede ohne Gleichnisform doch nicht wörtlich zu verstehen ist, sondern als eine anschauliche Hindeutung auf eine so am besten zu begreifende geistige Sache!

So ist auch die Schöpfungsgeschichte in der Genesis eine unvergleichlich anschauliche Darstellung jener großen, tiefen, geistigen Wahrheit. – Bekanntlich hat Herder sehr sinnig bemerkt, daß die Reihenfolge des Sechstagewerkes etwa der Folge entspricht, in welcher die Schöpfung beim

Anbruch des Tages dem betrachtenden und sinnenden Menschen vors Auge und zum Bewußtsein kommt!*) Das Allererste ist, daß ihm aus der unklaren Dämmerung Licht wird; dann unterscheidet er die irdische und die obere Sphäre der Welt; dann unterscheidet er auf der Erde die Bodengestaltung, den Gegensatz des Meeres und des festen Landes mit seinem gesamten Pflanzenwuchs; dann sieht er die Sonne aufgehen, und zugleich werden die andern Gestirne erwähnt; dann sieht und beachtet er die in den flüssigen Elementen lebenden und schwebenden Einzelwesen; dann die lebenden Einzelwesen auf dem festen Lande und zuletzt, wie seines Gleichen, „der Mensch ausgeht an seine Arbeit, an sein Ackerwerk bis an den Abend". (Vgl. Ps. 104, 23.)

So ist die ganze Reihe der anschaulichen Bilder der menschlichen (auch reflektierenden) Erfahrung entsprechend; aber jedes Anschauungsbild mit der Beziehung auf den unsichtbaren Schöpfer vorgeführt gleichwie mit einer deutenden Unterschrift. Unwillkürliche und erfahrungsmäßige Anschauung — das ist die menschliche psychologische Voraussetzung, der Aufzug fürs große Bildergewebe, welches der Einschlag der erleuchtenden Gotteserkenntnis zu einer eben so verständlichen wie tiefen Offenbarung macht.

Einen naturwissenschaftlichen Zweck und Charakter hat diese Schöpfungsgeschichte nicht. Verfehlt, gänzlich verfehlt ist der gutgemeinte apologetische Versuch, diese sechs Tagewerke mit den sogenannten Resultaten der Naturforschung zu harmonisieren, den sogenannten „Schöpfungsperioden". (Resultate sind das nicht, sondern Hypothesen.)

---

*) Unverkennbar sind auch die ersten drei Tagewerke und die letzten drei Tagewerke, d. h. die Scheidung der Elemente und die Erschaffung der Einzelwesen dieser Elemente zu einander in einen gewissen Parallelismus gestellt:

1. Scheidung des Lichts v. d. F.	:	4. Erschaffung der Lichter.
2. „ d. ob. u. unt. Wasser	:	5. „ der Vögel u. der F.
3. „ des Landes vom Meer	:	6. „ der Landtiere.

Es handelt sich bei dieser — immerhin wahrscheinlichen — Periodentheorie gar nicht um die Welt, sondern nur um die Bildung der Erdoberfläche und der Stufenfolge ihrer Flora und Fauna. Also hat eigentlich nur das 3. und 5. und 6. Tagewerk einen analogen Inhalt. Aber auch hier ist die biblische Anschauung durchaus nicht ähnlich der modernen naturwissenschaftlichen Erkenntnis. Die Geologie findet in den verschiedenen Gesteinsschichten der Erdkruste die Spuren einer allmählichen Entwicklung der organischen Wesen von den einfachsten Gebilden zu immer höheren und vollkommeneren Stufen — und zwar zeitlich parallel gehenden Fortschritt des Pflanzenreiches und des Tierreiches durch die verschiedenen Perioden hindurch. In der Schrift hingegen tritt im 3. Tagewerke mit einem Male die ganze Pflanzenwelt hervor; im 5. und 6. je ein Teil der Tierwelt, nicht nach der Organisationsstufe, sondern nach dem Aufenthaltsorte unterschieden.

Möchte doch endlich die gutgemeinte, aber ganz unzutreffende Harmonisierung der biblischen Schöpfungsgeschichte und der modernen Theorie aufgegeben werden! — Es ist ja auch einfach nicht wahr, daß dort mit dem Worte „Tag" eigentlich ein Zeitraum von Jahrtausenden angedeutet werde. Gemeint ist der bekannte Tag mit Abend und Morgen. — Was wäre das auch für eine zweckwidrige wunderliche Andeutung göttlicher Offenbarung, die von Niemandem, weder in der alttestamentlichen noch in der christlichen Zeit, verstanden werden konnte bis zu dem Zeitpunkte, wo die Wissenschaft zu derselben Erkenntnis kam und eben dadurch auch die Offenbarung überflüssig wurde! eine Offenbarung überdies, durch welche auch nur das Welterkennen, nicht die Gotteserkenntnis gefördert worden wäre.

Wer nun den erkannten und prinzipiell anerkannten Unterschied zwischen Kern und Hülle, d. h. zwischen dem gött-

lichen Offenbarungsgehalt und der menschlichen Auffassungs- und Darstellungsform festhält, der kann auch bei allen Angriffen, welche der moderne Geist angeblich im Namen der Wissenschaft und Wahrheit gegen die biblische Schöpfungsgeschichte richtet, ruhigen Gemütes bleiben und mit völliger Unbefangenheit das Gewicht und die Berechtigung der gegnerischen Gründe prüfen. — Die gesamte Gegnerschaft folgt heutzutage einer gemeinsamen Fahne, der „Entwicklungstheorie", und ihre Parole heißt „Darwin".

In dieser Theorie meint man die Formel zur Lösung aller Welträtsel zu besitzen und zugleich die einzige Methode der Forschung, die auf den Namen der „Wissenschaft" Anspruch habe; jede andere Weltanschauung wird als altertümliche Beschränktheit verachtet. Solch ein siegesgewisses Gebahren wirkt auch einschüchternd und Gefolgschaft erzwingend auf unzählige Menschen, denen es nach Anlage und Bildungsgang an geistiger Selbständigkeit mangelt. Um so dringlicher ist zu wünschen, daß die geistig selbständigen, klar und scharf denkenden Männer und Jünglinge, denen die Wahrheit wertvoller ist als eine bequeme und renommierte Theorie, an dem Darwinismus Kritik üben. Selbstverständlich genügt hier nicht eine bloße Beurteilung oder auch Verurteilung desselben von religiösem oder moralischem Standpunkte aus; es bedarf einer sachlich eingehenden Kritik, nicht etwa bloß einer kürzeren oder längeren kritischen Abhandlung, die Jemand schriebe oder durchstudierte, sondern daß man das kritische Auge offen habe und bei jeder einzelnen und bei jeder allgemeinen Behauptung sorgfältig erwäge, ob sie denn auch sachlich genügend begründet und logisch richtig sei.

Eine eingehende kritische Besprechung des ganzen Darwinismus ist an dieser Stelle nicht thunlich. Doch erfordert der Zweck dieser Abhandlung wenigstens einen Hinweis auf die wichtigsten Punkte, deren Beachtung zur richtigen Würdigung jener Theorie unerläßlich ist.

1. Die meisten Vertreter des Darwinismus und natürlich auch die Anhänger desselben (namentlich die blinden) sind

der Meinung — man darf auch wohl sagen: der ehrlichen Meinung —, daß diese Theorie exakte Naturforschung sei. „Exakte Naturforschung“ hat einen guten Ruf. Ihre Erfolge, die Entdeckungen und Erfindungen, sind so großartig und die Zuverlässigkeit ihrer Behauptungen läßt sich z. T. durchs Experiment kontrollieren, so daß man sich ihr gegenüber den Zweifel abgewöhnt hat. Und doch wird auch manches unter dieser Sicherheitsflagge nur „geschmuggelt“ (wenn auch nur bona fide geschmuggelt, wie es im Leben ja vorkommt). So segelt nun aber das ganze System des Darwinismus einfach unter falscher Flagge! Wohl verdienen unzählig viele Einzelbeobachtungen, welche im System und zum System verwertet werden, den Namen der exakten Naturwissenschaft; aber die damit gestützte Theorie verdient diesen Namen keineswegs. Sie ist ein Bau, z. T. wohl aus festem, sicherem Material aufgeführt, z. T. aber auch aus minderwertigem, unsicherem; besonders aber von einer Konstruktion, bei der ein wichtiges Naturgesetz außer acht gelassen ist. Die Entwicklungstheorie, obgleich sie exakte Forschung verwertet, ist doch selber einfach Hypothese, Spekulation.

Es liegt ja kein religiöser oder moralischer Grund vor, weshalb ein Christ sich sträuben müßte, den Modus der göttlichen Schöpferthätigkeit dem analog zu denken, was jene Hypothese über das Werden der Arten des Tier- und Pflanzenreichs lehrt. Von seiten der Religion haben wir gegen die Theorie einer allmählichen Entwicklung der Organismen nichts einzuwenden (wenngleich sehr viel einzuwenden gegen die allermeist herrschende religionsfeindliche Tendenz des Darwinismus). Aber allein schon um der Wahrheit und Klarheit willen muß durchaus protestiert werden gegen den eine Infallibilitätsglorie verleihenden Namen der exakten Forschung für den Darwinismus. — Wer darauf achten will, kann den hypothetischen Charakter desselben auf Schritt und Tritt erkennen.

2. Die Entwicklungstheorie tritt heutzutage allermeist in der Verquickung mit einem ihr im Grunde völlig widersprechenden naturphilosophischen Axiom auf. Dieser innere Widerspruch wird nicht erkannt und nicht empfunden. Vielfach fehlt es an logischer Schärfe, vielfach auch an ehrlichem Wahrheitssinn. Es ist ein widernatürliches Bündnis und zwar hervorgegangen aus einer gemeinsamen Feindschaft beider gegen einen Dritten — ähnlich dem unnatürlichen Zusammenhalten des absolutistischen Rußland mit dem republikanischen Frankreich, wofür der Grund in der beiden gemeinsamen Feindseligkeit gegen Deutschland liegt. Infolge eines gemeinsamen blinden Hasses gegen die christliche Weltanschauung hat sich die Entwicklungstheorie mit dem ihr eigentlich diametral entgegengesetzten Materialismus zu einer wunderlichen Gemeinschaft vereinigt: das ist der Darwinismus in seiner heutigen Gestalt.

Ein Hauptgesichtspunkt der Entwicklungstheorie ist das — unbestreitbare — Hinstreben der Organismen zu einem zuvor noch nicht erreichten höheren Zustande.*) Solches Hinstreben ist nun aber unleugbar Zweckthätigkeit, unbewußte Zweckthätigkeit.

Statt dies einfach einzuräumen, ja als ein charakteristisches Merkmal des organischen Lebens hervorzuheben, pflegen manche Darwinianer diese logisch unumgängliche Deutung der organischen Funktionen geflissentlich zu vermeiden und, wo sie ihnen von Andern gezeigt wird, mittels logischer oder vielmehr unlogischer Künste wegzudisputieren, weil sie den herkömmlicherweise für „wissenschaftlich“ geltenden Standpunkt der Religionsfeinde, den Materialismus mit seiner Leugnung der Zweckthätigkeit nicht aufgeben wollen.**) — Wenn nun Jemand bei gründlicher Kenntnis-

---

*) In der That darf und muß dies Streben, wie es in der Entwicklung der Individuen erkennbar ist, so auch für die Entwicklung der Arten mit in Anschlag gebracht werden.

**) Ein besonders lehrreiches Beispiel dafür ist Häckels berühmtes

nahme und ernster Erwägung der Thatsachen und der Theorien auf jenem Gebiete weiter und tiefer blickt als die Fachgelehrten und Spezialforscher und wenn er es wagt, seine abweichende Stellung zur Sache auszusprechen, den wissenschaftlichen und besonders logischen Nachweis zu führen, daß die auf dem Gebiet des Anorganischen wohlberechtigte materialistische, rein mechanische, „monistische“ Naturerklärung unzureichend ist zur Erklärung der organischen Naturprozesse: dann muß er gewärtig sein, von den privilegierten Vertretern der „Naturwissenschaft“ als unteilhaftig an der exakten Forschung und darum als „Ignorant“ abgethan zu werden. So ist es bekanntlich auch vor 25 Jahren dem in aller Naturforschung wohlbewanderten E. von Hartmann ergangen, weil er mit Klarheit und Nachdruck die Zweckthätigkeit in der organischen Welt nachgewiesen hatte. Als derselbe dann in der anonymen Schrift „Das Unbewußte vom Standpunkte der Physiologie und Descendenztheorie“ an seinem eigenen Systeme, „der Philosophie des Unbewußten“, eine wirklich eingehende Kritik aber vom Standpunkte eines Naturforschers aus übte, da ward dem unbekannten Verfasser als einem wirklich kompetenten Naturforscher, der da über den Philosophen Gericht gehalten, hohes Lob zu teil von seiten der „exakten Forschung“. In der zweiten Auflage des hochinteressanten Büchleins quittierte dann der Verfasser öffentlich mit Genugthuung über das ihm erteilte Zeugnis der Urteilsfähigkeit auf diesem Gebiete. — Vielleicht hat dies originelle Verfahren auch Einzelnen wirklich die Augen darüber geöffnet, daß die Entwicklungstheorie ganz widernatürlich und ganz unlogisch handelt, wenn sie sich durch Verquickung mit dem Materialismus zum spezifischen Darwinismus ausgestaltet. Leider sind die allermeisten Gebildeten darüber noch nicht klar, von den Halbgebildeten ganz zu schweigen. —

Werk „Natürliche Schöpfungsgeschichte“, woselbst, namentlich im I. Kapitel, die Religionsfeindschaft als Motiv für solches der Logik und der Wahrheit widersprechende Verfahren recht deutlich zu erkennen ist.

Es verdient beachtet zu werden, daß gerade dasjenige am Darwinismus, was sich mit der christlichen Religion nicht verträgt, auch zugleich logisch und wissenschaftlich unhaltbar ist. Giebt es keine Zweckthätigkeit, auch keine unbewußte Zielstrebigkeit in der Natur, dann giebt's natürlich auch kein Ziel und keinen Plan in der Welt, sondern nur blinden Zufall im Spiel der Kräfte. Das aber widerspricht nicht nur dem religiösen Bewußtsein, sondern auch der Erfahrung und der Logik; während eine nicht spezifisch darwinistische (d. h. materialistische) Entwicklungstheorie an sich dem christlichen Glauben nicht widerspricht.

3. Als wesentliche Faktoren, durch deren Zusammenwirken die jetzt vorhandenen Arten der Organismen entstanden seien, gelten im Darwinismus bekanntlich: die Zuchtwahl im Kampfe ums Dasein und die Vererbung mit mancherlei Anpassung; diese Faktoren des Verhaltens seien wirksam unter den mannigfachsten Verhältnissen der Umgebung, insbesondere auch des Klimas. — Die nach diesen Gesichtspunkten betriebene Naturbeobachtung und Naturdeutung hat ja gewiß unser Verständnis für die ganze organische Welt sehr gefördert; es ist durch diese Methode gewiß manche Erkenntnis gewonnen. Aber entsprechend der häufigen Erfahrung, daß neue Prinzipien in ihrer Wirkung und Bedeutung zunächst leicht überschätzt werden, ist auch bei den Darwinianern vielfach eine Überschätzung und einseitige Anwendung jener Faktoren zur Welterklärung bemerkbar.

Für den Zweck der vorliegenden Abhandlung genügt ein kurzer Hinweis auf diese Thatsache. Wer sich eingehend und mit einigermaßen selbständigem kritischen Nachdenken mit den Einzelheiten des Problems beschäftigt, wird diese Einseitigkeit und Befangenheit des heutigen Darwinismus gar vielfach bemerken. Ganz besonders pflegt die vorteilhafte Wirkung kleiner individueller Unterschiede im Kampf ums Dasein überschätzt und die Bedeutung der Zuchtwahl für die Summierung und Fixierung derselben in einer ganz unnatürlichen Weise vorgestellt zu werden. Man denke nur an das berühmte Bei-

spiel der Giraffen, welches Geschlecht seine Entstehung und seinen Bestand dem Umstande zu danken hätte, daß einige Exemplare eines hirschähnlichen Wiederkäuers zufälligerweise etwas langhalsiger und langbeiniger als die anderen waren und deshalb bei einer starken Dürre im ganzen Lande, als alle anderen aus Nahrungsmangel zu Grunde gingen, sich durch Abfressen der ihnen noch erreichbaren Baumblätter ernähren konnten, darum am Leben blieben und gerade diese vorteilhafte Langgliedrigkeit auch auf ihre Nachkommen vererbten. Oder an die angebliche Entstehung der schnellfüßigen Raubtiere, genauer gesagt: an die behauptete Ausbildung ihrer Schnellfüßigkeit durch die — so heißt es — immerfort sich wiederholende Situation, daß bei einem Mangel an Beute in der betreffenden Gegend nur die mit etwas längeren und stärkeren und beweglicheren Beinen ausgerüsteten Exemplare der Gattung noch am Leben blieben und zur Fortpflanzung kamen, und daß durch Paarung gerade dieser für den Kampf ums Dasein ein wenig besser ausgerüsteten Tiere eben diese vorteilhafte Eigenschaft sich steigerte und zugleich fixierte!! Geht es denn wirklich im Leben der Natur nach solchem Schema? Ist denn wirklich das bessere Erreichen und Erjagen der Nahrung und damit die Lebenserhaltung *regelmäßig* und *dauernd* abhängig von der handbreit oder zollbreit größeren Höhe des Halses oder Länge der Beine? Kommen dafür nicht vielmehr unzählige unberechenbare Zufälligkeiten des Auffindens und des jeweiligen Aufenthaltes mit in Betracht? Die ersten individuellen Unterschiede, d. h. Vorzüge der einzelnen Exemplare, deren dauernde regelmäßige Summierung nachgerade wohl einen Lebensvorteil ergeben würde, *sind ja zunächst noch gar nicht so vorteilhaft*, daß das Hinsterben und das Erhaltenbleiben davon abhinge. Wenn ein kurzbeiniger Wolf in der gedachten kritischen Zeit *Glück* hat, so ist das viel mehr wert zu seiner Erhaltung, als ein paar Zoll längere Beine für den andern. — Und in der Wildnis geht's nicht so planmäßig und regelmäßig her wie in jener Herde des „Otterschaf“-Besitzers in Massachusetts, wo die erstmalige

geringe Differenz im Bau der Organismen beachtet und systematisch großgezogen wurde.

Überdies giebt es thatsächlich unzählige Eigenschaften, wodurch eine Gattung von der nächstverwandten sich unterscheidet, die überhaupt *gar keinen Vorteil* in Bezug auf Konkurrenzfähigkeit der betreffenden Wesen bedeuten.

Kurz, es ist nicht wohlgethan, die obengenannten Prinzipien als *allgültige* Erklärungsformel anzusehen. Sie reichen nicht aus für die Mannigfaltigkeit in der Welt des Lebendigen.

4. Den größten Anstoß hat bekanntlich *Darwin* erregt durch die (anfangs von ihm selbst noch beiseite gelassene) Konsequenz seiner Hypothese in Bezug auf die Entstehung des Menschengeschlechtes; und gerade diese Konsequenz ist für die Meisten am interessantesten, für Religionsfeinde auch das willkommenste Stück des ganzen Systems. Denn stammt der Mensch von dem Affengeschlechte ab, sei es von einer noch lebenden, sei es von einer untergegangenen Spezies, stammt er nur überhaupt aus dem Tierreiche, dann scheint ja der Vielen so verhaßte *göttliche Ursprung* und die *höhere Art seines Wesens* damit allein schon *abgethan* zu sein.

Doch ist diese Folgerung, die von christlicher Seite mit Gemütsunruhe, von unchristlicher mit Wohlgefallen gezogen wird, *nicht richtig*. — Der physische Ursprung eines Wesens und das Material seines Gebildes ist noch keineswegs das Wesen selbst! Ist denn ein Buch mit verständigem Inhalte wirklich nichts weiter als Papiermasse und Druckschwärze? und ist die Entstehung eines Buches wirklich nur die Summe der Vorgänge in der Papiermühle, der Druckerei und der Buchbinderei? Nein. Das physische Material und seine Zubereitung nimmt ihm nichts von seinem geistigen Ursprunge und seinem geistigen Charakter.

Es giebt (wie schon oben in anderm Zusammenhange beachtet wurde) *verschiedene Sphären des Wirklichen*: das *Materielle*, das *Organische* und das *Geistige*.

Alles Organische ist aufgebaut aus Materiellem, aber es stammt nicht aus dem Materiellen. — Selbst wenn die „generatio aequivoca" noch heute zu finden wäre (worauf nach Pasteurs Experimenten kaum noch zu rechnen ist), so würde doch jede Lebensfunktion etwas anderes sein als nur die Summe von stofflichen Prozessen, so würde doch die organische Kraft, die zu ihren Funktionen immer des Stoffwechsels bedarf, etwas anderes sein, als die immer an ihre Stoffteilchen gebundenen Stoffkräfte. Im organischen Leben ist eben etwas Anderes, etwas Neues in die Materie eingetreten, was seinen Ursprung nicht aus ihr hat. Ebenso ist nun auch das Geistige im Menschen noch etwas anderes als bloß organische Kraft: es bedarf des animalischen Lebens zu seinem Entstehen und Bestehen, aber es ist nicht identisch mit ihm, ist auch nicht sein Produkt, weil es etwas spezifisch Anderes und zwar Höheres ist.

So wenig uns nun das geistige Wesen des Individuums dadurch entwürdigt wird, daß wir seinen Zusammenhang mit dem Animalischen, ja auch mit dem Materiellen erkennen und anerkennen; so wenig uns ein menschlicher individueller Gedanke dadurch zu einer bloß tierischen Gehirnfunktion herabgesetzt wird, daß wir wissen: er ist durch den Dienst eines animalischen physischen Organes zu stande gekommen: ebenso wenig brauchen wir es an sich für eine Herabwürdigung des Menschengeschlechtes zu halten, wenn behauptet wird, es habe sich aus dem Tierreich heraus entwickelt. Wenn das geschehen ist, dann ist gerade damit, in demselben Zeitpunkte, etwas Neues in die Welt der animalischen Wesen eingetreten; da liegt dann der Anfang einer neuen Entwicklungsperiode; da ist der Übergang des Animalischen in eine höhere Sphäre. Und die Ursache von diesem Übergange des Animalischen in die Sphäre des Geistes muß natürlich selbst eine Energie von geistigem Wesen sein. Treibt uns aber das Kausalgesetz zu dieser Erkenntnis, dann ist auch klar, daß wir um der Religion und um der Menschenwürde willen

uns nicht zu sträuben brauchen gegen die Hypothese vom Ursprung des Menschengeschlechtes aus dem Tierreiche.

Aber es liegt ein wissenschaftliches Bedenken gegen diese Hypothese vor, wenigstens gegen ihre übliche Gestalt.

Die Erfahrung lehrt, daß die Entwicklung des Menschen (wie auch die der Tiere) keineswegs immer das gleiche Tempo während der ganzen Lebensdauer festhält. Die Kraft des Wachstums, des physischen wie des psychischen Fortschrittes ist in der Jugendzeit viel größer als im späteren Leben, wird mit dem Alter allmählich immer geringer. — Wenn wir auch nur das sichtbare, allgemein bekannte, mit der Geburt beginnende selbständige Leben des Individuums beachten, ist es nicht merkwürdig, daß der Mensch bereits mit etwa zwei Jahren die Hälfte seiner vollen Körperlänge erreicht, merkwürdig, daß kaum der vierte Teil der normalen Lebenszeit darüber vergeht, bis der gesamte Organismus in seiner vollen Größe, Kraft und Reife ausgebildet ist? Weniger beachtet, aber ebenso beachtenswert ist die ganz analoge Entwicklungsweise auf dem seelischen, geistigen Gebiete. Wenn die Sinnesorgane samt dem ganzen Aparat der sensibeln Nerven (durch einen wunderbaren Bildungsprozeß vor der Geburt) hergerichtet sind, so bedarf es noch gar vieler Thätigkeit und Übung, bis sie ihren Dienst zweckentsprechend thun können. Allmählich fängt dann auch die Seele an, die Eindrücke zu Wahrnehmungen zu verarbeiten und die Wahrnehmungen als Vorstellungen festzuhalten und zu allgemeinen Begriffen abzuklären. Und alle diese Thätigkeit des Wahrnehmens, Vorstellens und Denkens wird begleitet und ausgedrückt durch sprachliche Laute, wie ja auch das Empfinden und das Begehren sich hörbar macht, sei es durch Naturlaute, sei es in erlernter Sprache. Die Sprache ist uns einerseits ein Mittel zum Ausdruck unseres Denkens, anderseits ein Mittel zum Denkenlernen, zur Aufnahme und Unterscheidung von Begriffen. Welch eine ungeheure Menge von Worten und Wortformen samt ihren Konstruktionen im Satze lernt ein Kind in seinen ersten drei bis vier Lebens-

jahren! Und das sind eben nicht nur hörbare Klänge, nicht nur Übungserfolge des Ohres und der Sprachorgane, sondern — was vor allem erstaunlich ist — das ist geistige Arbeit, die das Kindlein ohne Mühe und spielend leicht verrichtet: eine ganze Welt von Begriffen, Anschauungen, Wahrnehmungen hat die Kindesseele in so kurzer Zeit in sich aufgenommen! eine Leistung, die wohl größer ist, als was später selbst ein Gelehrter, dessen Leben ein Forschen und Lernen ist, in Jahrzehnten erarbeiten kann!

Es ist die Jugendkraft, die solches leistet! — So ist es bei dem Individuum. Und wir haben allen Grund, die Entwicklung des Menschengeschlechts dem analog zu denken. Solche Analogie hat schon an sich die größte Wahrscheinlichkeit für sich. Dazu ist nun in der neueren Wissenschaft wenigstens in Bezug auf die körperliche Ausgestaltung die Analogie zwischen der Entstehung der Gattung und der Ausbildung des Einzelwesens besonders hervorgehoben, ja geradezu zu einem Forschungsprinzip, zu einem methodischen Grundsatze erhoben worden.*)

Demnach ist es nun doch höchst unwahrscheinlich, daß gerade der späteste Trieb am alternden Baume der Tierwelt, nämlich das Affengeschlecht noch in seinem Greisenalter den allergrößten Schritt, den es für die animalia giebt, gethan haben sollte, nämlich den Schritt zum bewußten Geistesleben, d. i. den Schritt zum Menschwerden! Dieser Schritt ist in der That so groß, daß selbst die klügsten und dressurfähigsten Tiere, obwohl sie Jahrtausende schon unter dem unverkennbar fördernden Einflusse des Menschen stehen, soweit unsere Erfahrung reicht, ihn noch niemals gethan haben.**)

---

*) Es ist Häckels Verdienst, diesen Gesichtspunkt als einen beherrschenden geltend gemacht zu haben: die Genesis der Art ist analog der Genesis des Einzelwesens; oder: die paläontologische Phylogenesis entspricht der embryologischen Ontogenesis.

**) Naturlaute haben die Tiere und geben darin ihre Stimmung kund, teilen sie auch andern Gattungsgenossen mit; aber obwohl auch

Vielmehr führt uns jene Erfahrungsthatsache, daß die größten Entwicklungsfortschritte dem Jugendalter eigen sind, durch Analogieschluß zu der Vermutung, daß ein jugendkräftiges Reis aus einer frischen neuen Wurzel animalischen Lebens es gewesen ist, welches einst die Grenzlinie des Bewußtseins überschritten hat, d. h. Mensch geworden ist.

Mit andern Worten: Nach Analogie der uns bekannten animalischen und menschlichen Entwicklung ist anzunehmen, daß zu all den schon vorhandenen Lebewesen des bereits alternden Tierreiches ein neues jugendfrisches Lebewesen hinzugekommen sei, von derselben, zur vorhandenen wirklichen Welt passenden Beschaffenheit wie jene, entstanden, entwickelt, organisiert ganz wie jene; aber befähigt, in schnellem Entwicklungslaufe, ohne jahrhundertelanges Verweilen auf den einzelnen Vorstufen, das vorbestimmte Ziel des Menschentumes zu erreichen.

Die Möglichkeit einer zweiten späteren Entstehung von Lebewesen, analog jener ersten unbestreitbar irgendwann geschehenen, und die Möglichkeit eines nunmehr unter veränderten Naturverhältnissen viel schnelleren Entwicklungsganges kann wohl nicht bestritten werden. Und jedenfalls wird die Descendenzhypothese durch diese Modifikation*) ein gut Teil einwandsfreier und annehmbarer. Auch unserer christlichen Anschauungsweise würde diese Annahme über die Entstehung des Menschengeschlechtes doch beträchtlich näher liegen, als die herkömmliche „Affentheorie". Indessen möge klar und bestimmt festgehalten werden, daß auch die herkömmliche Theorie, falls sie nur ehrlich das spezifische Wesensmerkmal des Menschen-

---

z. T. im Besitz sprachfähiger Organe — sprechen können sie nicht, „weil sie nichts zu sagen haben", d. h. keine ihnen selbstbewußten Gedanken haben. Erst durch das unterscheidende Bewußtsein können Naturlaute zur Sprache werden.

*) Diese schon vor einigen zwanzig Jahren von Wiegand angeregten Erwägungen haben leider, wie es scheint, nicht die verdiente Beachtung gefunden.

geschlechtes — seinen *geistigen* Charakter — beachtet und ehrlich die zureichende Ursache dafür statuieren will, logischer Weise gar nicht umhin kann, für die Erreichung der Menschheitsstufe außer den im animalischen Leben wirksamen Faktoren noch eine neu hinzugekommene Wirksamkeit anzusetzen. Wird aber dies klar und ehrlich von dem Darwinisten anerkannt, so hat derselbe damit auch seine Gegnerschaft gegen die religiöse Weltanschauung aufgegeben und pflichtet derselben Wahrheit bei, die in der Genesis mit den schlichten, kindlich verständlichen Worten ausgesprochen ist: *Gott schuf den Menschen Ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn!*

---

7. Enthalten die Berichte über das Leben Jesu Christi geschichtliche Wahrheit?

„Das ist das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist.“ An Christo scheiden sich die Geister. — Viele vollziehen die Entscheidung — sei es für, sei es gegen ihn — mit Willen und Wissen, schnell und bestimmt. Andere lassen die Sache lieber auf sich beruhen; aber sie vollziehen trotzdem eben durch ihre Gleichgültigkeit diese Entscheidung ebenfalls, ohne es zu wissen.

Noch Andere schwanken und zweifeln, während sie doch gern zur Wahrheit und Klarheit kommen möchten. Ihnen gehört das Werk und die Geschichte, die Person und das Wesen Christi zu den Erkenntnisproblemen. — Aber was schon anfangs in Bezug auf die gesamte religiöse Erkenntnis gesagt ist, das gilt insbesondere auch hier: eine bloß verstandesmäßige Untersuchung führt nicht zum Ziele. Für das rechte Verständnis ist persönliche innerliche Beteiligung und Erfahrung unerläßlich.

Kann schon Niemand für sinnlich-geistige Dinge, für ästhetische Gegenstände Verständnis gewinnen, wenn er nur die objektiven Verhältnisse der Töne, der Farben, der Gestalten u. s. w. untersucht, allenfalls auch die von Andern bezeugten Eindrücke derselben auf die menschliche Seele in Betracht zieht, ohne selbst einen persönlichen Eindruck davon erlebt zu haben; kann schon Niemand ein rechtes Verständnis für die geistigen Dinge des menschlichen Gemeinschaftslebens

wie Liebe, Treue, Freundschaft u. s. w. haben, wenn er nur objektive Thatsachen und ihre Berichte kennt, ohne selbst in seinem inneren Leben irgend eine Erfahrung davon zu haben: so kann sicherlich auch Niemand die Bedeutung des Lebens und der Person Jesu Christi und die in ihm gegebene Gottesoffenbarung recht verstehen, wenn er nur mit der kühlen Wißbegierde historischer, psychologischer oder dogmatischer Forschung herantritt oder etwa auch alle, vielleicht ganz zutreffenden Aussagen und wohldurchdachten Theorien anderer Menschen, alle kirchlichen Dogmen mit respektvollem Sinne in sich aufnimmt. Nur die persönliche Erfahrung von der Wirkung des Lebens und der Person Jesu Christi auf das eigene Herz und Leben giebt uns ein wirkliches Verständnis für diese höchste, vollkommene Gottesoffenbarung. Es handelt sich dabei eben nicht bloß und nicht hauptsächlich um eine möglichst umfassende, möglichst klare und möglichst logisch konzinne Auffassung des geschichtlich Gegebenen; sondern Herz und Wille muß beteiligt sein. Hingebung und Heiligungsernst ist Grundbedingung des Verständnisses.

Wer dem gottgepflanzten Triebe nach völliger Herzensreinheit und völliger Gottesgemeinschaft Raum giebt, wer den Mut hat, seinem Leben wirklich und immer die Richtung auf Gott zu geben, und dabei des großen Mangels und tiefen Verderbens der menschlichen Natur sich bewußt wird: der lernt's dann auch verstehen, wie Jesus Christus in seinem Erdenleben den Hilfsbedürftigen, den unter Schuld und Sündenmacht Seufzenden, den nach Gott Verlangenden Hilfe, Befreiung, Frieden und Seligkeit gebracht hat; und wenn er in diesem heilbringenden Menschenleben eine Gotteshilfe, ja die größte vollkommenste Offenbarung des sich ewig gleichen, ewig treuen Gottes erkennt und darum auch Vertrauen und Mut gewinnt, eben daraus auch für sich selber, für allen Jammer, Schuld und Mühsal seines eigenen Lebens Hilfe, Erlösung und Tragkraft zu nehmen: dann wird es ihm eine verstandene Wahrheit, und zwar eine liebliche, selige, teuer werte Wahrheit,

was Dr. M. Luther auf die Frage: was hat Jesus Christus mir zu bedeuten? als Antwort giebt: „Ich glaube, daß J. Chr., wahrhaftiger Gott v. V. in Ewgkt. geb. u. auch wahrh. M. v. der Jgfr. M. geb., sei mein Herr, der mich erlöset hat . . ."

Ist der menschliche Geist in der richtigen Verfassung, und ist es ihm Ernst um die Erkenntnis Gottes und Jesu Christi, dann sind ihm auch die Irrtümer und Vorurteile überwindbar. — Eine Hauptbekämpferin der Vorurteile ist die Kritik. Sonderbarerweise kann aber auch sie gerade in Vorurteile sich verstricken. Das ist unter andern auch der Evangelien-Kritik begegnet, und zwar wesentlich infolgedessen, daß sie gar oft, auch in der Hand von hochgelehrten Männern, einer Tendenz dienstbar gewesen ist, und zwar einer negativen, d. h. Christum herabsetzenden Tendenz. Und weil der dabei aufgebotene Apparat von Wissenschaft, von historischer Forschung und Hypothese, vielfach nicht bloß als ein Zeichen von Wissenschaftlichkeit, sondern auch als ein Beweis des Rechts, als ein Wahrheitszeugnis angesehen wird, so haben sich heutzutage viele Gebildete und Halbgebildete einreden lassen, um die Glaubwürdigkeit der Evangelien stünde es recht schlimm.

Diese Meinung aber ist einfach ein falsches Vorurteil; und Niemand sollte sich dadurch in seiner Glaubensüberzeugung einschüchtern lassen. Es wäre sehr zu wünschen, daß nicht bloß die jungen Theologen, sondern auch andere wissenschaftlich Gebildete den Mut hätten, diese Sache einmal mit konservativem Interesse selbständig und gründlich durchzuprüfen.

Es liegt nicht im Plane dieser Abhandlung, die ganze Evangelien-Kritik hier darzulegen und kritisch zu beleuchten; nur auf zweierlei muß notwendigerweise hingewiesen werden.

1. Die kritische Forschung über die Entstehung unserer Evangelien und besonders über das Verhältnis der Synoptiker zu einander steht vielfach

unter dem Banne einer herkömmlichen, aber doch für jene alte Zeit gar und ganz nicht zutreffenden Vorstellung von der Schriftstellerei der Evangelisten.

Mit großem Fleiß und großem Scharfsinn haben sich Viele bemüht, den *Modus der Entlehnung* der einzelnen Stücke der Evangelien aus den andern — vorhandenen oder auch nicht mehr vorhandenen — Evangelien aufzufinden und das *litterarische Verwandtschaftsverhältnis* unserer Synoptiker festzustellen. Solche Arbeit hat wohl einen Reiz und kann manchem erfolgversprechend scheinen. Aber abgesehen von der Unmöglichkeit, irgend eine jener Verwandtschaftshypothesen wirklich konsequent durchzuführen und ihre Evidenz zu erweisen, so ist die ganze Voraussetzung dabei, daß die betreffenden evangelischen Schriftsteller *eine oder mehrere fertige Schriften vor sich liegen gehabt und dann bald wörtlich gleich, bald mit zielbewußter oder auch zweckloser Änderung einzelner Ausdrücke, einzelner Satzgefüge, auch mit mancherlei Umstellung der Gedankenfolge daraus abgeschrieben, das ihnen Vorliegende umgearbeitet* hätten: diese ganze Voraussetzung ist so *unnatürlich wie nur möglich*! Was in aller Welt sollte Jene zu einem derartigen Umarbeiten und Niederschreiben bewogen haben? — Man mache nur ernstlich im einzelnen den Versuch, einen *vernünftigen Zweck* der Wort- und Satz-Änderungen, wie sie nach dieser oder jener Hypothese müßten stattgehabt haben, zu erkennen und anzugeben! — Aus Hunderten nur *ein* Beispiel: Der Angstruf der Jünger auf dem See lautet

bei Matth.: Κύριε, σῶσον ἡμᾶς ἀπολλύμεθα —
bei Mark.: Διδάσκαλε, οὐ μέλει σοι ὅτι ἀπολλύμεθα —
bei Luk.: Ἐπιστάτα, ἐπιστάτα, ἀπολλύμεθα. —

Da ist es doch *rein undenkbar*, daß irgend einer der drei Evangelisten, oder auch zwei, oder auch alle drei einen *schriftlich vorliegenden Wortlaut vor Augen gehabt* und dann *absichtlich* denselben sollten *geändert* haben! — Ebenso gleich darauf:

bei Matth.: καὶ ἐλθόντι αὐτῷ εἰς τὸ πέραν εἰς τ. χωρ. τ. Γ.
bei Mark.: Καὶ ἦλθον εἰς τὸ πέραν εἰς τὴν χ. τ. Γ.
bei Luk.: καὶ κατέπλευσαν εἰς τὴν χώραν . . . ἥτις ἐστ. ἀντιπέραν.

Wer sich noch einige Unbefangenheit bewahrt hat, noch nicht auf eine dieser Hypothesen eingeschworen ist, versuche einmal, gänzlich abzusehen von jeder schriftlichen oder schriftlich vermittelten Abhängigkeit, von jeder irgendwie gedachten litterarischen Verwandtschaft unserer Evangelien untereinander und versuche statt dessen jedes der drei synoptischen Evangelien für sich unmittelbar aus mündlicher Mitteilung, aus mündlicher Tradition herzuleiten.*)

Wir wissen ja aus der Apostelgeschichte, und es ist auch ganz selbstverständlich, daß die Jünger nach dem Hingange ihres Meisters von seinem Leben, Worten und Werken den Christen erzählt haben. Bei dieser oft wiederholten mündlichen Mitteilung hat sich ganz naturgemäß unwillkürlich eine bestimmte gleichartige Erzählungsweise herausgebildet, eine gewisse Stabilität sowohl des Inhalts wie auch des Ausdrucks und der hervorgehobenen Gesichtspunkte.**)

Bringen wir dies eigentlich selbstverständliche naturnot-

---

*) So schon Gieseler i. J. 1818.

**) Jedermann kann diese Erfahrung an sich und Andern machen, daß unser mündliches Erzählen von irgend einem Erlebnis durch öftere Wiederholung eine gewisse stereotype Form bekommt, und daß nicht bloß ein und derselbe Erzähler, sondern dann auch andere, die ihm öfter zugehört haben — mögen sie das Ereignis mit erlebt haben oder nicht — nachgerade in einer nach Inhalt, Ordnung und Ausdruck ungefähr gleichen Weise zu erzählen pflegen. — Der Einwand gegen die Gieselersche Auffassung, daß die so weit gehende, auch wörtliche Übereinstimmung der Berichte, falls sie nur auf mündlicher Tradition beruhe, wenigstens „eine förmliche Verabredung“ voraussetze und „ein mechanisches Auswendiglernen und Einlernen“ dabei nötig gewesen sein würde, wird einfach hinfällig durch die Erfahrungsthatsache, daß allein schon öftere Erzählung desselben Erlebnisses ohne alle Verabredung und ohne alles Auswendiglernen eine bis zum wörtlichen Ausdruck reichende Gleichförmigkeit des Erzählens zu bewirken pflegt.

wendige Vorhandensein einer im Jüngerkreise entstandenen mündlich fixierten Tradition von Jesu Christo in Anschlag, dann erklärt sich ganz von selbst alle inhaltliche und formelle Gleichheit der parallelen Abschnitte in den Synoptikern; und anderseits kann auch die überall dazwischen wieder hervortretende z. T. ganz geringfügige Ungleichheit nicht befremden; und um so weniger, wenn wir auch daran denken, daß die mündliche Tradition in der Jerusalemischen Gemeinde naturgemäß in der aramäischen Sprache lebendig war, und daß ihre Wiedergabe in griechischer Sprache gar verschieden lauten konnte.

Wir dürfen nun annehmen, daß diejenigen Abschnitte der Geschichte Jesu, welche nur in einem der synoptischen Berichte stehen, nicht zu den oft erzählten und Gemeingut gewordenen gehörten. Solche, der Parallele entbehrenden Abschnitte finden sich nun bezeichnenderweise besonders zahlreich und von mannichfaltiger Art in dem dritten syn. Evangelium, dessen Verfasser, (wie er selbst in der Einleitung sagt) noch ausdrückliche Nachfrage über Jesu Leben gehalten hat und zwar (wie wir aus manchen Stellen merken können) besonders bei Freunden und Verwandten Jesu.

An Umfang nicht geringer, aber gleichartiger sind die dem ersten Evangelium allein angehörigen Abschnitte; zumeist sind es Gleichnisse und andere Reden des Herrn, die auch wieder nicht aus der durch häufige Wiederholung entstandenen mündlichen Tradition, sondern aus der eigenen (natürlich nie karg zurückgehaltenen, nie vergraben gewesenen) Erinnerung eines Jüngers in diese Schrift gekommen sind. Dazu stimmt ja auch die alte Nachricht des Papias bei Eusebius, daß der Jünger Matthäus die λόγια des Herrn aufgeschrieben habe.

Bei Markus trägt fast alles das Kennzeichen der Zugehörigkeit zu dem Gemeingut der mündlich festen Tradition; ausgenommen ist eigentlich nur der eigentümliche Abschnitt vom Blinden zu Bethsaida (8,22).

Da sich die allgemeine apostolische Verkündigung von

Christo natürlich nur auf die Zeit seines öffentlichen Berufslebens und der unmittelbaren Vorbereitung dazu und auf seinen Vorläufer Johannes bezog, so ist es auch wohl verständlich, daß die mündlich fest gewordene Tradition nichts enthielt über Jesu Jugendzeit und die Vorgeschichte. Was darüber bei Matthäus und bei Lukas geschrieben steht, ist unter sich nicht parallel, deutet also auch nicht auf jene gemeinsame mündliche apostolische Quelle zurück. Die beiden Berichte über die Geburtsgeschichte lassen sich immerhin, wenn man will, kombinieren; die beiden Genealogien sind jedoch unvereinbar. Das soll man ehrlich anerkennen und keine unehrliche harmonistische Kunst anwenden. Mindestens eine von beiden muß unzutreffend sein! — Ist das nun ein Verlust an der Glaubwürdigkeit der Evangelien?! Bei der alten Inspirationstheorie würde das allerdings ein Leck im Schiff bedeuten; die litterarische Forschung aber (man nenne sie auch „Kritik") lehrt uns unterscheiden zwischen dem von den Aposteln gepredigten Wort der Wahrheit und der menschlichen Umrahmung dieses Kleinods.

Die Glaubwürdigkeit der synoptischen Evangelien wird nun noch wesentlich verstärkt durch den Umstand, daß diese Schriften, wenn auch nicht von Augenzeugen*), so doch sämtlich noch in der Apostelzeit geschrieben sind, die — wie es von Markus und Lukas ausdrücklich bekannt ist — persönliche Beziehungen zu den Aposteln hatten. Es bedarf gar keines äußerlichen hinzukommenden Zeugnisses oder Beweises, daß die syn. Evangelien aus der Apostelzeit herrühren; aus ihnen selbst ist es zu ersehen, daß die vom Herrn geweissagte Zerstörung der Stadt Jerusalem noch nicht eine erlebte Thatsache war, als sie geschrieben wurden. Außerdem ist diese selbige Abfassungszeit auch noch klar ersichtlich aus dem Schlusse der nach dem 3. Evangelium von demselben Verfasser geschriebenen Apostelgeschichte. Als der Verfasser

*) Das uns vorliegende griechische Ev. Matth. ist wohl eine Bearbeitung der apostolischen Schrift der λόγια, aber doch nicht identisch mit ihr.

diesen Schlußsatz schrieb, hatte er offenbar von dem Tode des Apostel Paulus noch keine Kenntnis. Zugleich sind diese Worte ein deutliches Merkmal dafür, daß die Schrift keineswegs von einer späteren fremden Hand überarbeitet ist; sie markieren noch ganz klar den Abschluß des Werkes, (so wie die rote Scheibe oder Laterne das regelrechte Ende eines Bahnzuges markiert). Wäre das Werk später erst noch überarbeitet worden, so könnte der Tod des Paulus nicht unerwähnt geblieben sein. Das allein genügt schon zur Widerlegung jener tendenziösen Hypothese von einer Zusammenarbeitung der Apostelgeschichte aus mehrern Quellschriften, deren Anhänger übrigens mit Nutzen die Abhandlung des Philologen Blaß über die Apostelgeschichte lesen könnten.*)

Wer bei alle dem noch im Bewußtsein behält, daß jene Evangelisten und ebenso auch die ersten Verkündiger Jesu Christi nicht etwa geniale Dichter oder mit Neuheit prunkende Schriftsteller, auch nicht kluge herrschsüchtige Betrüger, sondern schlichte fromme Leute waren, dem muß ja — falls er nicht aus innerer Abneigung gegen das uns vor Augen gestellte Lebensbild Jesu Christi nach Gründen des Zweifels und der Ablehnung sucht — die Geschichtsschreibung der Synoptiker von vornherein eine sehr bedeutende Glaubwürdigkeit haben! natürlich nicht in dem

---

*) Bei dieser Gelegenheit sei wieder einmal auf die höchst ansprechende Vermutung hingewiesen, welche schon vor dreißig Jahren ausgesprochen wurde, aber, wie es scheint, nicht die gebührende Beachtung gefunden hat, daß der in der Überlieferung „Lukas" genannte Verfasser identisch sei mit „Silas", dem Begleiter des Paulus, von dessen Hinzukommen an bekanntlich in der Erzählung das „Wir" sich findet und zwar bis zum Schlusse hin. Es ist ja wohl begreiflich, daß dieser Missionsgehilfe auf italischem Boden seinen Namen Silvanus = Silas, der dort an eine heidnische Gottheit erinnerte, nicht mehr tragen wollte, sondern ihn gegen den gleichbedeutenden Lucanus = Lucas vertauschte. — In den früheren Briefen Pauli findet sich der Name Lucas noch nirgends, sondern nur Silvanus; hingegen in den aus Rom geschriebenen nie mehr Silvanus, wohl aber Lucas.

Sinne, daß wir in jedem Stück sozusagen protokollarisch genauen Bericht über die Worte des Herrn und über all sein Thun hätten, aber doch in dem Sinne, daß uns ehrlich das berichtet ist, was die Jünger und auf Grund ihrer Verkündigung die ältesten Christen von der Geschichte und der Person Jesu in ihrem Bewußtsein und Herzen trugen.

Mehr noch als die Synoptiker ist das Johannes-Evangelium als unglaubwürdig angefochten worden. Im Grunde sind es dogmatische und geschichtsphilosophische Beweggründe gewesen, die zur Bestreitung seiner Echtheit geführt haben und zur Erfindung jener berühmten Hypothese, daß unser 4. Evang. eine Tendenzschrift aus der Mitte (oder wenigstens aus dem Anfange) des zweiten Jahrhunderts sei, geschrieben von einem unbekannten Verfasser zur Überwindung gewisser Richtungen in der alten Kirche und mit dem Anspruch johanneischen Ursprungs. Wenngleich diese Baursche Hypothese selbst jetzt als unhaltbar erkannt worden ist, so ist es doch immer noch eine Art Modesache, das vierte Evangelium wenigstens für unecht, für nachapostolischen Ursprungs zu halten. Diese Annahme hat nun einmal den Ruf der „Wissenschaftlichkeit" und behält ihn bei denen, welchen die Bestreitung der herkömmlichen kirchlichen Auffassung an sich schon als eine Empfehlung gilt.

Diesem Vorurteil gegenüber kann nur dringlichst aufgefordert werden, daß doch jeder junge Theologe und jeder Historiker, dem an der Erkenntnis des wahren Sachverhalts gelegen ist, versuchen möge, durch Prüfung der Gründe und Gegengründe und vor allem durch ein möglichst vorurteilsfreies zusammenhängendes Durchlesen des Evangeliums selber eine eigene Einsicht zu gewinnen. — Wer vorurteilsfrei und mit innerer Beteiligung dies Evangelium liest, der muß einen bedeutenden Eindruck davon empfangen, und besonders wird er auch den Eindruck haben, daß dieser Verfasser mit einer echten souveränen Selbständigkeit und mit der Sicherheit des Wissenden schreibt, nicht mit einer

kleinlichen und versteckten Polemik gegen anders gesinnte Christen und ebenso wenig mit ängstlichem Blick auf die in der Gemeinde bereits bekannten synoptischen Evangelien. —

Auf allgemeiner Tradition beruht das, was er sagt und wie er's sagt, offenbar nicht. Es giebt nur die Alternative: entweder beruht der Inhalt des vierten Evangeliums auf Erfindung oder auf eigener Erinnerung. — Hätte nun irgend ein Mensch im zweiten Jahrhundert, oder überhaupt in nachapostolischer Zeit eine Reihe geschichtlicher Bilder aus dem Leben Christi zu erdichten und aufzuschreiben unternommen, so würde seine Schrift doch ganz sicher nach Inhalt und Form den vorhandenen Evangelien viel ähnlicher geworden sein, als das vierte Evangelium den drei ersten ist. Höchstens eine gewisse Trübung des heiligen Wesens Jesu Christi (wie sie in der That recht grob in den apokryphischen Evangelien vorliegt) würde es von den apostolischen Mitteilungen unterscheiden. Wie sollte ein frei dichtender Verfasser späterer Zeit auf die Erfindung jener eigenartigen Gesprächsgegenstände gekommen sein? Wie sollte er es gewagt haben, z. B. nicht bloß jene im vierten Evangelium sich findenden Worte des Gekreuzigten zu erdichten, sondern auch die allbekannten synoptischen ganz fortzulassen, wenn es ihm darum zu thun war, daß seine Schrift für eine apostolische gehalten werden möchte? Ferner wie hätte er darauf kommen sollen, so einzelne und an sich so unbedeutende kleine Umstände der Zeit und Angaben des Ortes einzufügen, die als absichtliche Erfindung gar keinen Zweck und Sinn hätten, während sie als unwillkürliche Erinnerung an jene bedeutsamen Ereignisse sehr natürlich sind.*)

Und wie das Ev. in allem Großen und Kleinen durchaus den Charakter des Erlebten nicht des Erdachten trägt,

---

*) Vgl. Joh. 1,40 Es war aber um die zehnte Stunde; 6,19 sie waren aber 25 bis 30 Stadien gefahren; 8,20 es war aber am Gotteskasten, wo Jesus diese Worte sprach; und besonders auch Joh. 20, 4—8 Simons und Johannis Gang zum Grabe.

so trägt es auch in den großen wie in den geringfügigen Abweichungen von der synoptischen Darstellung durchaus den Stempel des Natürlichen, des Ursprünglichen und der größeren Genauigkeit! während auch wieder der Grund für die mangelnde Genauigkeit bei denen, die nicht aus unmittelbarer Erinnerung der Augenzeugenschaft schrieben, wohl verständlich ist. So haben die wiederholten Besuche Christi in Jerusalem zu den Festzeiten schon an sich höchste Wahrscheinlichkeit und werden überdies noch bezeugt durch das Wort Christi bei Matth. u. Luk.: „Jerusalem, Jerusalem, wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen" u. s. w. Daß aber diese Besuche Jesu in Jerusalem bei den Synoptikern nicht erzählt sind, stimmt gerade zu ihrer Abhängigkeit von der mündlichen Tradition, weil ja die Apostel in der Gemeinde von Jerusalem naturgemäß gerade das zu erzählen pflegten, was sie nicht in Jerusalem, sondern in Galiläa erlebt hatten. Auch das ist naturgemäß, daß bei den ersten Besuchen und Auftreten Jesu in Jerusalem bei den Festversammlungen die Jünger selber gar nicht in ihrer Schar um den Herrn versammelt zu sein pflegten — mit Ausnahme der letzten Passahzeit, wo bei dem gesteigerten tödlichen Hasse der Feinde und angesichts seines nahen Todes der Herr seine Jünger mehr und enger um sich hielt, auch nachts mit ihnen in Bethanien zu bleiben dflegte. Von diesen letzten Tagen in Jerusalem, insbesondere von dem letzten Abend in seiner Gemeinschaft, von seinem Leiden und Sterben und seiner Auferstehung haben die Jünger dann selbstverständlich auch verkündigen müssen. So ist es — näher betrachtet — ganz naturgemäß, daß die Synoptiker nur einen Besuch Jesu in Jerusalem, den letzten seines Lebens, enthalten; und wiederum ist es auch naturgemäß, daß sie denjenigen wichtigen und für die Öffentlichkeit bestimmten Akt, den sie aus einem früheren (nämlich dem ersten) Auftreten Christi in Jerusalem — auf Grund allgemeiner apostolischer Tradition — erzählen mußten: nämlich den Akt der Tempelreinigung da erzählen, wo allein sie von einem Aufenthalte Christi in Jerusalem handeln, d. h. zu Beginn der Leidens-

woche. — Die innere Wahrscheinlichkeit spricht durchaus für den johanneischen Bericht, nämlich, daß Christus gleich bei seinem ersten amtlichen Auftreten in Jerusalem diesen deklaratorischen Akt vollzog. Damals gehorchten ihm die Beteiligten unter dem unmittelbaren Eindrucke seiner hoheitsvollen Persönlichkeit und in dem Bewußtsein, daß er Recht damit habe. Nachdem dann aber der Gegensatz der Priesterpartei deutlich hervorgetreten und zur offenen Feindschaft geworden war, da wußten die Händler nur zu gut, daß sie an den Priestern und Hohenpriestern Rückhalt hatten, und würden gewiß nicht mehr das Feld geräumt haben. —

Bekanntlich nehmen Viele — nicht ohne Grund — Anstoß an dem Wandeln Christi auf dem Meere. Bei den Synoptikern (Matth. 14 u. Mark. 6) ist ganz deutlich die Auffassung zu erkennen, welche unter dem Eindrucke jener stürmischen, durch Schreck und Überraschung ihnen etwas geheimnisvoll gewordenen Nacht sich in der Erinnerung und Erzählung herausgebildet und festgesetzt hatte, daß Christus auf dem Meere gegangen sei. Wer dies als Thatsache annehmen will, dem kann man es ja nicht bestreiten. Doch ist es nach dem protestantischen Grundsatze „scriptura scripturae interpres“ auch gewiß nicht verwerflich, die Geschichte streng nach dem Berichte bei Johannes zu verstehen und seine, als des Augenzeugen Darstellung für genauer und richtiger, für ungetrübt zu erachten; und bei Johannes merken wir, daß die Jünger im Schiff zunächst wohl den Eindruck und die Meinung hatten, der Herr wandele auf dem Meere, da sie nach ihrer Schätzung etwa dreiviertel Meilen gefahren waren und noch ferne vom Ufer zu sein glaubten; doch auch daß sie unvermutet schnell schon ans Land kamen, als sie ihn eben ins Schiff aufnehmen *wollten*. Johannes erzählt uns also wohl die staunende Überraschung, die sie erlebt haben; aber ein Wunder, ein thatsächliches Wandeln auf dem Wasser erzählt er *nicht*.

Ebenso ist auch bei Johannes der Bericht über die Erscheinungen des Auferstandenen klarer und konsequenter als

bei den Synoptikern. Natürlich kommt hier nur Kap. 20 als johanneisch in Betracht (denn Kap. 21 ist später erst, offenbar nach dem Tode des Jüngers von solchen, die ihm persönlich nahegestanden, hinzugefügt worden, vgl. V. 24). In dieser johanneischen Darstellung ist nun klar zu erkennen, was bei den Synoptikern etwas verwischt und undeutlich geworden ist, daß die Erscheinung des Auferstandenen durchaus unkörperlich gewesen. Seine wirkliche Nähe hat er den Getreuen und Empfänglichen unzweifelhaft kund gethan. Die Bezeugung seiner realen Gegenwart ist ihrer Seele so stark, so deutlich gewesen, daß auch ihr Auge und Ohr „aufgethan", d. h. durch die Geisteswirkung erregt und in stand gesetzt ward, seine hoheitsvolle Gestalt zu sehen und seine liebe Stimme zu hören. Aber mit tastender Hand berührt haben sie ihn nicht, weder Maria Magdalena, die ausdrücklich das Wort vernimmt: rühre mich nicht an! noch auch Thomas, der vom Schauen des Auferstandenen und vom Hören seiner Stimme schon ganz überwältigt in die Worte ausbricht: mein Herr und mein Gott! Auch lautet die Antwort darauf: „dieweil du mich gesehen hast . . . . ."; von einem Tasten oder Berühren ist keine Rede. Freilich glauben Manche, auch hier bei Johannes eine greifbare Körperlichkeit des Auferstandenen aus dem Worte des Herrn folgern zu müssen: „Thomas, lege deine Finger in meine Nägelmale und lege deine Hand in meine Seite." Wenn solches nicht möglich gewesen wäre, sagt man, dann hätte Christus doch nicht dazu auffordern können. Aber man muß beachten, daß diese Worte im Grunde gar nicht eine wirklich zu erfüllende Aufforderung, sondern — wie die wörtliche Bezugnahme auf des Jüngers früheres Zweifelswort zeigt — ein ins Herz dringender Vorwurf waren; gerade so wie auch das Wort an die Samariterin: „rufe deinen Mann" (Joh. 4) im Grunde als ein Wort an das Gewissen der Frau und nicht als eine wirkliche Aufforderung gemeint war, wie das Folgende deutlich zeigt. — Es braucht kaum gesagt zu werden, daß dieser unkörperliche Charakter der Erscheinungen des Aufer-

standenen, der bei Johannes ganz klar und ausnahmslos zu erkennen ist, durchaus nicht etwa auf eine bloß subjektive Vision der Jünger deuten soll. Die wirkliche Gegenwart des Auferstandenen und Lebendigen bezeugt sich gerade in seiner Erscheinung und in seinem persönlichem Wort an die dafür empfänglichen Getreuen.*)

Kurz, bei gerechter und vorurteilsfreier Erwägung stellen sich gerade die Eigentümlichkeiten des 4. Evangeliums gegenüber den drei synoptischen als Anzeichen größerer Ursprünglichkeit und Genauigkeit dar; und gerade die inhaltlichen Abweichungen bezeugen des Verfassers selbständiges Wissen. — Warum will man sich gegen die herkömmlich kirchliche Annahme sträuben, daß es aus der persönlichen Erinnerung eines Jüngers, des alle überlebenden Jüngers Johannes und von seiner Hand herstamme?! — Vielleicht gerade deshalb sträubt man sich, weil es eben die herkömmlich kirchliche Annahme ist! Doch ist das kein wissenschaftlich berechtigter Grund.

Aber angenommen einmal, das vierte Evangelium wäre erst in nachapostolischer Zeit, etwa im Anfange des zweiten Jahrhunderts geschrieben! dann müssen wir doch fragen: Wer könnte diese Schrift geschrieben haben?!

Das merkt doch Jeder, der mit ruhiger Sammlung und stillem Nachdenken dies Evangelium liest, daß sein Verfasser nicht bloß von innigster Liebe und heiliger Verehrung für den Heiland erfüllt ist, sondern auch ein so tiefes Verständnis für das göttliche Leben in ihm hat, wie wir es sonst kaum oder vielmehr gar nicht weiter finden. Dieser Autor war nicht allein ein treuer Christ voll brennender Liebe und lebendigem Glauben, sondern er war auch ein geistig hervorragender Mann. Verborgen und unbekannt konnte solch ein Christ in der alten Christengemeinde nicht

---

*) Unempfängliche Feinde haben ihn freilich nicht gesehen; zum Zweck des Triumphierens — was unserm menschlichen Sinne so nahe läge — ist der Auferstandene nie erschienen.

bleiben. Welcher war's denn nun wohl unter allen denen, die irgendwie bekannt und genannt sind? — Es ist thatsächlich unter allen, selbst den hervorragendsten Männern jener nachapostolischen Zeit Niemand, der auch nur von ferne in seinem Verständnis für Christum und für Christi geschichtliches Werk und seine ewige Offenbarung heranreicht an den, der dies geschrieben hat und der es schreiben konnte, weil er Jesum Christum selbst persönlich gekannt hat und in seinem innersten Gemüt von ihm erfaßt war. Man lese alles, was von den Schriften aus jener Zeit vorhanden ist, von Hermas, von Barnabas, von Clemens Romanus, auch die διδαχὴ τῶν δώδεκα ἀποστόλων — alle diese Autoren stehen doch an religiösem und ethischem Verständnisse merklich zurück hinter dem 4. Evangelisten; sie stehen innerlich Christo merklich ferner. Es ist einfach eine geistige, eine psychologische Unmöglichkeit, daß einer von ihnen dies Evangelium geschrieben, ja noch mehr — und so müßte es doch dann sein, wenn es nicht aus der eigenen Lebenserinnerung geschrieben wäre — daß einer von ihnen dies Lebensbild Christi selbst erdacht hätte!

Wenn nun trotz all dieser, in ihrer Vereinigung eigentlich erdrückenden Gründe, positiver wie negativer Art, dennoch Mancher sich immer noch sträubt, die Autorschaft des Jüngers Johannes für das 4. Evangelium anzuerkennen, so dürfte sein Sträuben vielleicht begründet sein in der Scheu vor dem unanfechtbaren Zeugnis eines Augenzeugen von wirklich geschehenen Wundern. Wer sich indessen bewußt ist, daß wir die Grenzen der Möglichkeit nicht kennen und deshalb auch nicht befugt sind, irgend ein wohlbezeugtes Ereignis einfach für unmöglich zu erklären; wer bei den biblischen Wunderberichten festhält, daß dort immer, auch wo es nicht ausdrücklich gesagt wird, die Wirksamkeit des alles durchdringenden lebendigen Gottes, nicht die eines Menschen als causa efficiens zu verstehen ist; wer sich gewöhnt hat, in allem Naturgeschehen das göttliche Wirken zu er-

kennen; und endlich wer sein eigenes jeweiliges Verständnis irgend eines ihm bedenklich oder anstößig erscheinenden Wunderberichtes noch für berichtigungsfähig erachtet: der hat in Wahrheit keinen Grund, wegen der Wunder gegen den Inhalt der Evangelien Widerspruch zu erheben, am wenigsten aber gegen das vierte Evangelium.

---

8. Was ist von der Person und dem Wesen Jesu Christi zu halten?

Es ist gut, dessen eingedenk zu bleiben, daß immer eine menschliche Vermittelung vorliegt zwischen uns und dem in den Evangelien vor uns stehenden Christus: nämlich der Eindruck, welchen jene ersten empfänglichen Menschenseelen von ihm gehabt, und das Erinnerungsbild, welches sie festgehalten und wiedergegeben haben. Aber der Hinweis auf solche menschliche Vermittlung darf nicht den Irrtum erregen, als ob uns deshalb nur ein zweifelhaftes, oder wesentlich getrübtes oder gar unzutreffendes Bild von Jesu Christo gegeben wäre. Wohl soll uns das Bewußtsein einer hier (d. h. in der Schrift) nur vermittelten Erkenntnis Jesu Christi mit dem Streben nach einer unmittelbaren persönlichen Gemeinschaft mit ihm, nach einem eigenen Eindrucke seiner Persönlichkeit erfüllen: aber die wesentliche Wahrheit seines Lebensbildes in den Evangelien darf und muß uns feststehen. Und dazu ist es ratsam, immer wieder zu beachten, wie dieses ganze Charakter- und Lebensbild einfach unerfindbar ist und nimmermehr so hätte entworfen und dann in seiner fleckenlosen Reinheit ausgeführt werden können, wenn es nicht zuvor in der Wirklichkeit, in der Erfahrung dargeboten war.

Dieser Eindruck von der Unerfindbarkeit und Wahrheit des Lebensbildes Jesu Christi in den Evangelien gehört mit zu dem innern Zeugnisse, welches die empfängliche, wahrheitsuchende Menschenseele von dem Heilande empfängt.

Jesus von Nazareth — eine wunderbare Persönlichkeit in der Weltgeschichte! Nicht die großen und glückbegünstigten Welteroberer und Staatsmänner, nicht die großen und bahnbrechenden Entdecker und Erfinder, nicht die großen Gelehrten, Dichter und Künstler, die mächtigen, beherrschenden Geister — sondern die sittlich frommen Menschen, die gottbezogenen Seelen, die reinen Herzen, die festen Charaktere sind die höchsten Repräsentanten des Menschengeschlechts. Das wird jedem geistig gerichteten Menschen klar sein und feststehen.

Und der Maßstab für die Größe ist nicht der sichtbare Erfolg, nicht die Gewalt und die Dauer weltgeschichtlicher Wirkungen. Den Grad der Vollkommenheit des Menschen bestimmt sein innerliches Wesen. Aber doch hat auch keiner von jenen Hohen und Großen in der Geschichte der Menschheit solche Wirkungen ausgeübt, wie dieser stille, verborgene Mann, der in diese lieblose und gottentfremdete Welt das Leben in Gott und das Leben in der Liebe hineingebracht hat! Sein Werk, seine Person, sein innerstes Wesen ganz zu verstehen und ihm Raum zu geben im eigenen Leben und Wesen, das ist unsere höchste und zugleich seligste Lebensaufgabe.

Noch heute, wie vor achtzehnhundert Jahren, giebt es einzelne Menschen, die auf diesen Mann mit feindseligem Hasse sehen und eben darum kein Verständnis für ihn gewinnen können. Wer in seinem Eigendünkel und Hochmut diesen alle Sünde so scharf und klar beleuchtenden und zugleich Rettung bietenden Mann verflucht, sei es mit dem Worte: „Kreuzige ihn!“ oder mit dem „écrasez l'infame!“ oder auch in schweigender Verachtung sich ärgert über jede Ihm gezollte Pietät: der wird sich freilich auch durch keine Apologetik zum rechten Verständnis führen lassen, weder über Jesu Person noch über die in ihm gegebene Gottesoffenbarung.

Aber alle andern darf und soll man herzlich und hoffnungsfreudig aufrufen zur Betrachtung des uns vor Augen gestellten, ebenso wunderbar göttlichen wie menschlichen Bildes.

Wichtig ist es, daß man dabei pädagogisch verfahre, nach der Weise, wie der Herr selber es that. Er hat nicht zuerst seine göttliche Natur und seinen göttlichen ewigen Beruf, das Ziel aller Erkenntnis vorangestellt, sondern sein menschliches Wesen. Bis gegen Ende seines Lebens hat er es geradezu vermieden, sich auch nur als „Messias“ zu bekennen. Er wollte vielmehr den Hilfs- und Heilsbedürftigen zuerst menschlich nahekommen, ihnen Vertrauen erwecken und ihre Liebe gewinnen, ohne daß vorgefaßte irdische Erwartungen und schriftgelehrte (wir würden sagen: „dogmatische“) Begriffe vom Messias hindernd oder verwirrend die Seelen befangen hielten. Erst wenn sie ihn selber menschlich kennen gelernt, ihm vertrauten, ihn liebten, von seinem inneren gottbezogenen Leben mit berührt waren, in seiner Nähe Gottes Nähe fühlten, dann geschah es von selbst, daß sie erkannten: so muß unser Messias sein! Dieser ist der rechte, gottgegebene Helfer und Heilsvermittler, der längst gehoffte Davids-Sohn, von dem Jehovah spricht: „Du bist mein Sohn!“

Als ihm dies Verständnis und Bekenntnis von seinen Jüngern durch Petri Mund entgegengebracht wurde, so ohne menschliche Belehrung allein durch die innere Geisteswirkung in ihnen zustande gekommen, da begrüßt er's mit inniger Heilandsfreude und spricht: „Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbaret, sondern mein Vater im Himmel.“

So sollen denn auch wir Christen es machen, wo es sich handelt um die eigene Gewinnung und um die Mitteilung des Verständnisses für Jesu Person und Wesen. Zunächst ist abzusehen von aller theologischen Lehre, von allen kirchlichen Dogmen über sein göttliches Wesen, bis seine menschliche Person und menschliches Wesen recht zum Eigentum der Seele geworden ist, bis wirklich innige Liebe und Verehrung, ungemessenes Vertrauen und rückhaltslose Hingabe an ihn in der Seele lebt.

Und wer ihn dann nicht bloß mit oberflächlichem Worte „mein guter Meister“ nennt, wer ihn dann im Vollsinne des Wortes „gut“ nennen muß, der steht auf dem Punkte, daß

ihm auch ein tieferes Verständnis für diesen einzig Guten inmitten des sündigen Geschlechtes aufgehen kann und soll; dem ist dann die „Sündlosigkeit“ Jesu nicht bloß ein dogmatischer Begriff, nicht bloß ein theoretischer und zwar negativer Begriff, wie dem Denker mit kaltem Herzen; dem ist Jesu Sündlosigkeit ein gar wunderbarer, in der ganzen Welt sonst sich nicht findender göttlicher Gehalt und Reichtum des Herzens: eine Gottesgemeinschaft ohne Mangel und Lücke, eine göttliche Liebeskraft, die keiner sinnlichen und keiner geistigen Selbstsucht Raum verstattet, eine nie ermüdende Barmherzigkeit, eine nieverbitterte Sanftmut, eine nie rastende Rettungsarbeit an den Verlorenen!

Den Vollgehalt eines sündlosen Lebens in der Gottes- und Menschengemeinschaft auch nur zu verstehen, das ist für uns sündige Menschen schon ein volles Lebensstudium: was ist erst seine Realität im Leben Jesu Christi!

Manche, die das wohl von ferne ahnen und ermessen, wie hoch und einzig Jesus Christus dadurch über die ganze sündige Menschheit erhaben ist, und die ihm doch — sei es aus psychologischem Rationalismus, sei es darum, weil nun einmal die Welt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen liebt — solchen Vorrang nicht zuerkennen wollen, bestreiten deshalb seine Sündlosigkeit und sagen: wenn wir auch an dem uns gezeichneten Lebensbilde Christi keine äußerlich bemerkbare Sünde sehen, ja selbst wenn auch die Augen der Zeitgenossen nichts Böses an ihm finden konnten, so daß die Ankläger nur durch Verdrehung seiner Worte einen Schein von Schuld auf ihn bringen konnten, so ist doch damit eine wirkliche Sündlosigkeit, die innerliche völlige Reinheit noch nicht erwiesen.

An diesem Argumente ist anerkennenswert die ernste, sittlich strenge Beurteilung des verborgenen Lebens, der Hinweis darauf, daß auch bei untadelhaftem, vor Menschenaugen völlig reinem Lebenswandel doch sündige Gedanken und sündige Regungen des Gemütes statthaben können.

Doch kommt uns ja nicht bloß der von Menschen ge-

sehene und von Menschen bezeugte fleckenlose Lebenswandel Christi in Betracht, sondern zugleich auch die Thatsache, daß er selbst einer völligen Sündlosigkeit und vollkommenen Gottesgemeinschaft sich bewußt war. Alle ruft er zur Buße und zur Versöhnung mit Gott — und in seinem Leben ist keine Spur von einem Bedürfnis danach; uns allen legt er die tägliche Bitte um Vergebung auf die Lippen — und in seinem eigenen Gebetsleben ist nirgends die Vergebungsbitte, nirgends ein Verlangen nach Wiederherstellung oder Erneuerung der Gottesgemeinschaft. „Ich und der Vater sind Eins“ und „daß sie alle Eins seien, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir“ — das ist der klare Ausdruck seines eigenen klaren Bewußtseins.*) Hochwichtig ist hierfür auch das ausdrückliche Selbstzeugnis Christi, welches er seinen Jüngern und seiner Christenheit in der von ihm selbst kundgegebenen Versuchungsgeschichte ausgesprochen hat.**)

Nun ist's aber eine Erfahrungsthatsache, die auf ethischer und psychologischer Notwendigkeit beruht: je besser ein Mensch ist, desto ernster ist auch seine Selbsterziehung und Selbsterkenntnis, je reiner sein Leben wird, desto schärfer

---

*) Daß Christi Wort: „Niemand ist gut denn der einige Gott“ keineswegs im Widerspruch dazu steht, keineswegs auf ein gewisses Sündenbewußtsein hindeutet (wie Einige ihrer mißgünstigen Theorie zu Liebe behauptet haben), ist ja klar zu erkennen. Es ist ein für das Geistliche wohl empfänglicher und nach Gottesgemeinschaft und Heiligung sich sehnender, doch noch in den Banden des Mammons gehaltener Jüngling, der zu Jesu spricht: „Guter Meister, was muß ich thun“ u. s. w. Mit seiner Antwort: „Warum nennst du mich ‚gut‘; Niemand ist gut denn der einige Gott“ will ihn nun der Herr gern weiterführen in seiner Erkenntnis. „Meinst du das ernstlich und im vollen Sinne, daß du mich ‚gut‘ nennst, und bedenkst, daß nur Gott wirklich ‚gut‘ ist, so wirst du freilich auch erkennen müssen, daß ich aus Gott bin.“

**) Der Bericht der Synoptiker und ihre Grundlage, die apostolische Mitteilung, kann ja gar nicht auf Autopsie oder Miterlebnis der Jünger beruhen, weil Jesus zu jener Zeit noch gar keine Jünger hatte. Wenn dann aber die Versuchungsgeschichte auf Jesu eigener Mitteilung beruht, dann haben wir darin auch ein unbestreitbares Selbstzeugnis von ihm.

wird auch sein sittliches Urteil, desto zarter auch sein Gewissen; je gottbezogener eine Menschenseele ist, desto schmerzlicher empfindet sie jede Unterbrechung oder Trübung ihrer Gottesgemeinschaft. — Denken wir an jenen bekannt gewordenen Fall, wo ein Missionar in Ostindien von der allgemeinen Sündhaftigkeit des ganzen Menschengeschlechtes gesprochen hat und ein zuhörender Sklave oder Diener einer reichen, milden und frommen Engländerin ihm widerspricht: „Nein! meine Herrin hat keine Sünde!" Der Missionar gab die beste und richtigste Antwort: „Frage sie selbst!" Das that jener, und nun hörte er denn von der ernsten Christin selber, daß sie wohl danach strebe, rein von aller Sünde zu werden, daß sie es aber noch keineswegs sei. — Diese Antwort durfte der Missionar mit Sicherheit erwarten, eben darum, weil jene eine ernstlich nach der Heiligung trachtende, auf Gott gerichtete Seele war. Eine solche fühlt und erkennt mit tief innerlichem Schmerz auch die „kleinen" von gewöhnlichen Menschen gar nicht beachteten Fehler oder Schwachheiten und die dem Weltkinde überhaupt nicht zum Bewußtsein kommenden Verdunkelungen und Unterbrechungen der Gottesgemeinschaft.

So stehen wir denn vor einem Entweder — Oder, welches nicht unentschieden bleiben kann. Jesus Christus, der nichts von Sünde und nicht einen Schatten von Gottesentfremdung in seinem inneren Leben merkt, entweder ist er ein mehr als pharisäisch hochmütiger, in Selbsttäuschung und Stumpfsinn befangener sündiger Mensch — oder es ist Wahrheit, wessen er sich bewußt ist, d. h. er ist wirklich sündlos! Nun, ich meine, wer diesen reinsten und gottinnigsten aller Menschen ernstlich und ohne Haß und Vorurteil ansieht und würdigt, der sieht auch klar, daß die erstgenannte Annahme rein unmöglich ist; und wem es dann ernstlich um die Wahrheit zu thun ist, der ziehe auch die Konsequenz, daß er die Sündlosigkeit Jesu erkenne und rückhaltslos anerkenne!

Das ist aber, wie schon gezeigt, nicht bloß eine negative Bestimmtheit des menschlichen Geistes, sondern bedeutet un=

ermeßlichen Reichtum und Fülle, nämlich eine Fülle des göttlichen Wesens, welches erbarmungsvolle, heilige Liebe ist.

So wird das Verständnis für die Sündlosigkeit Jesu der Aufstieg zu der Glaubenserkenntnis der „Gottheit Christi“ oder der „Offenbarung Gottes in Christo“.

Mit dem Worte „Gottheit Christi“ ist wiederum ein Punkt der christlichen Glaubensüberzeugung bezeichnet, an dem unzählige nachdenkende Menschen, welche gern wahre Christen sein möchten, Anstoß nehmen.

Daß ein Mensch „Gott“ genannt werden, „Gott“ sein soll, scheint doch gar zu widersinnig! Man könnte solcher Aussage vielleicht beistimmen, wenn sie nur eine ehrende und verehrungsvolle Auszeichnung sein sollte, die nicht im eigentlichen Sinne gemeint wäre. Aber bekanntlich wird in der christlichen Kirche seit alter Zeit und nicht zum wenigsten auch in unsern Tagen von gläubigen Christen gerade auf die eigentliche und volle Bedeutung des Wortes „Gottheit Christi“ Gewicht gelegt; und jedesmal, wenn von irgend einer Seite her der Versuch gemacht wird, diesen Begriff etwas der menschlichen Sphäre anzunähern, dann pflegt man gerade am entschiedensten gegen jede „Abschwächung“ zu protestieren und den Vollsinn des Wortes „Gottheit“ als unentbehrlich für den Christenglauben zu betonen. — Die darin sich bekundende Pietät und Gewissenhaftigkeit ist durchaus löblich; und jede wahre Pietät muß zu ihrem vollen Rechte kommen, auch in der Christologie. Bisweilen freilich ist es leider im Grunde nur Fanatismus oder Eigensinn einer nur sogenannten „Rechtgläubigkeit“; nämlich dann, wenn die Vertreter derselben sich des vollen Inhalts der in Betracht kommenden Begriffe und darum auch der Tragweite ihrer Behauptungen nicht ganz klar und scharf bewußt sind, es auch gar nicht wirklich durchzudenken und auszudenken versuchen, was es heißt: „Gottheit“ und dann „Gottheit eines Menschen!“ — sondern wenn sie für ihre eigene Theologie an dem Worte, gleichsam an der Stempelmarke des damit obsignierten geistigen Gehalts, sich genügen lassen, wenn sie nur (und um jeden

Preis) die kirchlich hergebrachte Formulierung der Lehre festhalten, es aber unterlassen, aus der hl. Schrift, d. h. aus den geschichtlichen Urkunden über Jesum Christum selbst Belehrung und so denn auch das richtige Verständnis der kirchlichen Lehrsätze zu gewinnen. Dies letztere aber zu thun ist doch Recht und Pflicht der evangelischen Christen; und thun wir es ernstlich und ehrlich, d. h. nicht mit dem so natürlichen (bewußten oder unbewußten) Bestreben, unsere bisherige Meinung oder Überzeugung nur wieder bestätigt zu finden, sondern mit dem brennenden Verlangen nach einer Vertiefung und wirklichen Klärung unseres Verständnisses von Jesu Christo — dann werden wir auch hier die Erfahrung machen, daß die Wahrheit nicht in der Mitte zwischen zwei entgegengesetzten wahrheitsuchenden Anschauungen zu liegen pflegt, sondern in der Tiefe.

In der hl. Schrift, das wollen und dürfen wir nicht verkennen, ist es ganz klar zur Anschauung gebracht, daß Jesus Christus „wahrhaftiger Mensch" war, daß er zu Gott, seinem Vater, als dem Herrn Himmels und der Erde betet, daß er alles, alle Kraft Leibes und der Seele, alle Werke, alle Erfolge von ihm, bittend und dankend, empfängt. Also nach seiner ganzen geschichtlichen Persönlichkeit ist er von Gott unterschieden, nicht selber „Gott". So hat denn auch die alte Kirche sich darin ganz schriftgemäß gehalten, daß sie den „Patripassianismus" d. h. die Meinung, daß Gott der Vater selbst auf Erden geboren sei, alle Phasen des menschlichen Lebens bis zum letzten Leiden und Sterben durchgemacht habe, verworfen hat. Nun aber macht man doch gerade der alten Kirche den Vorwurf, daß ihre Christologie mit inneren Widersprüchen behaftet sei.

Vor allem wird das Chalcedonense als abschreckendes Beispiel theologischer Spitzfindigkeit und unhaltbarer, weil widerspruchsvoller Begriffsbestimmung angefochten und an den Pranger geheftet. Das geschieht aber eigentlich infolge eines Mißverständnisses, an welchem allerdings auch gelehrte Theologen teilhaben. — Man verkennt nämlich die eigentliche

Absicht und darum den ganzen Sinn dieses Bekenntnisses. Leo I. und so auch das wesentlich von seinem Briefe abhängige Chalcedonense ist gerade weit davon entfernt, eine positive Lehre über das Verhältnis der göttlichen und der menschlichen Natur in Christo geben zu wollen. Wer solche Tendenz im Chalcedonense sucht, der thut ihm Unrecht und verschließt sich selbst das Verständnis. Es werden dort vielmehr nur die Richtlinien gezogen, innerhalb derer die christliche Glaubenslehre über diesen Gegenstand sich halten müsse, um nicht in unchristlichen Irrtum zu verfallen; und diese Richtlinien werden gar nicht einmal durch positive Begriffsbestimmungen, sondern nur negativ, nur Irrtum abwehrend markiert.

Man sehe den Wortlaut selber an: ἕνα καὶ τὸν αὐτὸν Χρ. ἐκ (od. ἐν) δύο φύσ.

ἀσυγχύτως ἀτρέπτως
ἀδιαιρέτως ἀχωρίστως γνωριζόμενον . . .

Das erste Paar der parallelen Adverbia soll den (bei Eutyches vorliegenden) Irrtum und Abweg ablehnen, daß man bei Vereinigung der göttlichen und der menschlichen Natur in Christo die Begriffe „göttlich“ und „menschlich“ trübte und konfundierte. Das zweite Paar soll den (bei Nestorius vorliegenden) Irrtum und Abweg ablehnen, daß man bei Unterscheidung eines göttlichen und eines menschlichen Wesens in Christo eine Zerklüftung oder Zertrennung der geschichtlichen Person beging.

Die Markierung dieser Richtlinien für das christliche Denken und Forschen ist doch völlig berechtigt, und es zeugt von hoher Weisheit und Besonnenheit, daß dabei eine positive Aussage über das Verhältnis und die Beziehung zwischen dem Göttlichen und Menschlichen in Christo eben nicht gegeben wird; es zeugt auch von dem Bewußtsein der damals in der That vorhandenen Unfähigkeit zur Lösung dieses höchsten Problems religiöser Erkenntnis. Denn in der That befand sich die christliche Kirche damals auf einem unrichtigen Pfade der Forschung, der eben nicht zum Ziele führen konnte,

nämlich auf dem Gewohnheitspfade logischer und *spekulativer* Gedankenarbeit, worüber die Betrachtung des *geschichtlich Gegebenen* vernachlässigt wurde.

In den *geschichtlichen* Nachrichten und in den Mitteilungen über den Eindruck von Jesu Christi Person, sowie in den ganz *schlichten religiösen Anschauungen* und Erkenntnissen der hl. Schrift ist uns nun — Gott sei Dank — vollauf genügendes Material und genügende Hilfe dargeboten, um ein den Menschengeist voll befriedigendes Verständnis auch davon zu gewinnen, was damals gesucht wurde, d. h. von dem Verhältnisse des unverkennbar in Christo sich darstellenden göttlichen Wesens und seines ebenso unverkennbaren menschlichen Wesens.

„Gott ist *geoffenbaret* im Fleisch" (1. Tim. 3,16). Das ist die große einfache Wahrheit, welche in dem ganzen Lebensbilde Jesu Christi zu erkennen ist. Und diese ebenso *schlichte* wie *tiefe* Wahrheit erschließt sich auch Jedem, der Christum liebgewonnen hat, je nach dem Maße seines Geistes und der Stufe seiner Entwicklung.

Wer aber zu einer *begrifflichen* Klarheit darüber kommen will, der kann sie nur erreichen, wenn er beachtet und festhält: im Begriffe der „*Offenbarung*" liegen (abgesehen von dem, welchem sie zu teil wird) immer *zwei Momente*, dasjenige, *welches sich offenbart*, und dasjenige, *wodurch oder worin es sich offenbart*.

Diese beiden notwendig zusammengehörenden Größen stehen nun aber *nicht* (wie zwei Bestandteile eines irdischen Wesens) *neben* einander, sind *nicht koordiniert*, sind *nicht etwa gleichgeordnete Faktoren*, überhaupt *nicht* Wesen in *gleicher Daseinssphäre*. Sie sind *nicht* wie zwei Elemente eines physischen Stoffes, oder wie Glieder eines Organismus oder auch wie einander ergänzende Kräfte einer lebenden Seele.

Vielmehr ist das sich offenbarende Wesen *Ursprung und Quell* des andern! Wie der Menschengeist Quell und Ursprung seiner eigenen Kundgebungen ist, also daß der Ge-

danke auch mit Recht ein „Kind“ des Geistes genannt wird, falls der Geist sich selber in ihm ausspricht, so steht der sich offenbarende Gott zu dem Menschen Jesus Christus. — Wenn der Christ nun in Jesu göttliches Wesen (göttlichen Geist, göttliche Art und Weise) erkennt und dann über das gegenseitige Verhältnis des Göttlichen und Menschlichen sinnt und forscht, so ist es von höchster Wichtigkeit, hierbei die uns Menschen so naheliegende Kategorie des „Nebeneinander“ gänzlich zu vermeiden. Das Göttliche in Christo ist nicht neben seiner Menschheit, sondern es kommt in seiner Menschheit und in allem Menschlichen seines ganzen Lebens und Wesens zur Erscheinung. Es ist nichts an und in ihm, was nicht auf menschliche Weise Gott offenbarte. — Gott in der Erscheinungsweise der Menschheit oder in der Sphäre des menschlichen Seins: das ist im tiefsten Sinne seines Wesens Jesus Christus!

In diese menschliche Daseinssphäre geht nun selbstverständlich nur das vom Wesen Gottes ein, was der menschlichen Natur, d. h. der Natur eines in Raum und Zeit und in der Endlichkeit lebenden Wesens homogen ist. Sofern der Menschengeist selbst göttlichen Wesens ist („nach dem Bilde Gottes geschaffen“), kann er auch Medium der Gottesoffenbarung sein; weil er aber doch immer ein endliches Wesen mit zeitlicher Entwicklung ist, kann das ewige unendliche Wesen Gottes nicht als solches in ihm erscheinen. Alle die unendlichen Eigenschaften, wie Allgegenwart, Allmacht, Allwissenheit sind im Menschenleben Jesu Christi nicht dargestellt.*) Daher ist diese Offenbarung in dieser Hinsicht in der That als eine κένωσις zu bezeichnen. (Phil. 2,7.) —

Mit Bezugnahme auf die obige Erörterung der drei Kausalitätsdimensionen ist hier über die Beziehung des sich offenbarenden göttlichen Wesens zu dem menschlichen Wesen, worin es sich offenbart, festzustellen: der zwischen beiden

*) Vgl. Mr. 13,32; Joh. 5,19; 11,41.

bestehende Zusammenhang liegt *nicht* in der *verknüpfenden* (auch nicht in der *zeitlichen*) Kausalität, sondern in der *Dasein=gebenden, begründenden* oder *Wesens=Kausalität!*

Jede Veranschaulichung, auch die in bildlicher Rede, dient dem Verständnisse. Darum wollen wir ein bildliches Wort der hl. Schrift über die Offenbarung Gottes in Christo besonders auffassen und unter Zuhilfenahme einer uns auf der heutigen Kulturstufe zu Gebote stehenden Sache weiter ausführen. Ἀπαύγασμα τῆς δόξης αὐτοῦ wird (Hebr. 1,3) der υἱὸς θεοῦ genannt.

In der camera obscura eines Photographen fällt das *Bild* irgend eines körperlichen Gegenstandes, z. B. einer lebendigen, menschlichen Person *auf die mattgeschliffene Glasplatte.* Das farbige Abbild, das unser Auge betrachten kann, zeigt ganz deutlich nicht bloß die Umrisse und alle Farben der körperlichen Gestalt, sondern auch jede Bewegung und Thätigkeit des lebendigen Urbildes, so daß ein betrachtender Mensch, der es sieht, zum andern wohl sagen kann: Siehe, da ist er! Siehe da, sein Angesicht, seine Augen, seine Miene, seine Hand! Siehe, wie er freundlich blickt, wie er redend die Lippen bewegt! Siehe, wie er sich erhebt und wie seine Hand uns winkt! Kurz, wir *benennen das Bild* mit dem *Namen dessen, den es uns zeigt,* den es abbildet, den es uns vor Augen stellt. Das Bild *ist* uns die lebendige Persönlichkeit selber — allerdings *nicht* in seiner *urbildlich körperlichen Wirklichkeit,* sondern in der *Daseinsform der Fläche.* Wer den Zusammenhang kennt, weiß freilich ganz klar, daß das sichtbare Menschenbild in allen Stücken, in allen seinen lebensvollen Bewegungen *abhängig* ist von dem wirklichen Wesen. Das Bild ist auch ein wirkliches, sichtbares Etwas, doch eben ein ἀπαύγασμα dessen, der ein volleres Dasein hat. In dem Bilde ist kein einziger Zug, der nicht vom Urbilde herrührte, kein einziger Zug, der nicht das Urbild ausspräche; insofern

ist das Bild mit dem Urbilde identisch und darf auch mit dem Namen des Urbildes genannt werden. Und dennoch ist das Bild vom Urbilde zu unterscheiden.

So ist auch Jesus Christus in all seinem Thun und Leben, in seinem ganzen Wesen „Gott", wenngleich er selbst sich von Gott unterscheidet und sagen darf und muß: „Der Vater ist größer denn ich."

So ist denn der auf den ersten Blick so befremdende und dem menschlichen Verstande anstößige Ausdruck und Begriff „Gottheit Christi" in Wahrheit durchaus nicht widersinnig, auch durchaus nicht eine Verneinung oder Aufhebung der „wahrhaftigen Menschheit" Jesu Christi, sondern vielmehr ein wichtiger Wegweiser und zugleich ein Antrieb, das Wesen und die Bedeutung dieses einzigartigen Menschen klarer, richtiger und tiefer zu verstehen: nämlich als Offenbarung des ewigen lebendigen Gottes. Alles Mißverständnis und alles Ärgernis an diesem Worte „Gottheit Christi" kommt im Grunde daher, daß man den im Neuen Testamente so bestimmt ausgesprochenen Begriff der „Offenbarung" unbeachtet und unbenutzt liegen läßt.

Die rechte Beachtung und rechte Verwertung aber dieses Verständnis-schaffenden biblischen Begriffes ist nun nicht etwa eine wesentlich nur theoretische — das sei hier noch einmal aufs nachdrücklichste hervorgehoben! Vielmehr hat sie eine Heilskraft für unser ethisches und innerliches Leben! Daß ich Jesum Christum als den „Sohn Gottes", als die Gottes-Offenbarung in der Menschheit erkenne, das bedeutet für mich: ich erkenne in Jesu Christo den in die Menschenwelt hineingreifenden, ja hineintretenden heiligen und barmherzigen Gott, der mich rettet — mich rettet aus all meiner Schuld und Sündenelend, aus meiner Ohnmacht und Hoffnungslosigkeit. Auf diese Bedeutung der Gottheit Christi will auch unser Dr. M. Luther die ganze Christenheit, jung und alt, hinweisen durch seine unvergleichlich liebliche und gewaltige Erklärung des 2. Artikels: Ich glaube, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch

wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr, der mich verlorenen und verdammten Menschen erlöset hat u. s. w.

Mit der Frage nach dem Wesen Jesu Christi hängt auch die Frage nach seinem Ursprunge zusammen, eine Frage, um die vor einigen Jahren ein lebhafter theologischer Streit geführt worden ist. Wie es oft zu gehen pflegt, hat man auch dabei die betr. Gegner vielfach nicht richtig verstanden, die relative Berechtigung ihres Standpunktes nicht erkannt und namentlich — leider — das Gemeinsame in der eigenen und der gegnerischen Glaubensüberzeugung durch scharfe Beleuchtung des vermeintlichen Irrtums dem Blick und Bewußtsein entzogen*).

Die Erkenntnis des Ursprungs Jesu Christi ist zwar nicht — wie Einige behaupten — für das christliche Glaubensleben gleichgültig. Allerdings ist die in seiner geschichtlichen Person uns gegebene Heilsoffenbarung Gottes die Hauptsache; und es kann ein Christ dieses Heils gewiß und froh werden, auch in dem Kraft- und Leben-gebenden Gnadenstande stehen, ohne von dem Ursprunge Jesu etwas zu wissen. Aber doch ist es nicht bloß naturgemäß, daß der Christ auch über den Ursprung unseres göttlich menschlichen Heilands Klarheit haben möchte, sondern Jesus hat auch selbst (wie wir namentlich aus dem Evangelium Johannis ersehen) nicht selten auf seinen Ursprung aus Gott hingewiesen — doch offenbar in der Überzeugung, daß solches für das richtige Verständnis seiner Person und somit für die Heilserkenntnis bedeutsam sei.

In welchem Sinne aber redet er von seinem Ursprunge aus Gott? — Niemals thut er es mit einem Hinweis auf seine übernatürliche Geburt! Auch Petrus, Paulus, Johannes, Jakobus erwähnen Jesu übernatürliche Geburt nirgends aus-

*) Vgl. meine kl. Abhandlung: Zur Wahrheit, zur Gerechtigkeit und zum Frieden. (Leipzig, Richter. 1892.)

drücklich. Gegenstand der apostolischen Verkündigung und Bestandteil der mündlich fixierten Tradition ist sie nicht gewesen. — (Das ergiebt sich auch aus der Inkongruenz der Anfangskapitel der syn. Evangelien s. o. S. 113.)

Darum dürfen wir die Lehre von der übernatürlichen Geburt Jesu Christi auch nicht zu einem Fundamentalsatze des christlichen Glaubens, nicht zu einem Schibolet für Christen und Nicht-Christen machen. Das hieße die Bedeutung dieser Erkenntnis in unevangelischer Weise überschätzen!

Anderseits ist es durchaus übereilt und keineswegs wissenschaftlich, wenn man kurzweg sagt: „Geburt eines Menschen von einer Jungfrau, d. i. vaterlose Geburt ist einfach unmöglich; also ist das Dogma falsch". — Unserer menschlichen Erfahrung und unseren Begriffen vom Naturlauf widerspricht allerdings eine vaterlose Geburt vollständig; doch müssen wir uns auch hier bewußt bleiben, daß wir die Grenzen der Möglichkeit nicht kennen. Es giebt in der That epochemachende Ereignisse im Laufe der Weltentwicklung, die unserer Erfahrung und unseren Begriffen von der Natur zuwiderlaufen, Thatsachen, die wir nach dem Stande unserer wissenschaftlichen Einsicht für unmöglich erklären müßten, wenn sie nicht eben wirkliche unleugbare Thatsachen wären.

Nach unserer Erfahrung entsteht überhaupt kein Lebewesen, auch nicht der geringste, unsichtbar kleine Organismus ohne Abstammung von einem Lebendigen. Da nun vor Jahrtausenden unser Erdball (die Schrift nennt ihn im Anfang wüste und leer) nach unserer naturwissenschaftlichen Überzeugung eine feurig-flüssige Kugel gewesen, auf der doch ganz sicher keine lebendigen Wesen existieren konnten, so wäre auch eine Entstehung lebendiger Wesen, wenn unsere Erkenntnis und Begriffe maßgebend wären, schlechterdings unmöglich gewesen — und doch hat eine Entstehung solcher Wesen thatsächlich stattgefunden. Die Wirksamkeit des lebendigen Gottes in der Welt ist eben doch noch ein gut Teil umfangreicher und mannigfaltiger, als unsere aus

„dem gewöhnlichen Laufe der Dinge“ gewonnene Erkenntnis begreift. Wie könnte nun angesichts dieser Thatsache der rein unerklärlichen Entstehung des Lebendigen auf Erden, wie könnte da ein wissenschaftlich besonnener Mann, zumal ein evangelischer Christ, kurzweg die Möglichkeit leugnen, daß — abermals zu Beginn einer weltgeschichtlichen Epoche — ein menschliches Wesen einmal durch einen modificierten Entstehungsprozeß ins Dasein getreten sei?!

Die Verteidiger des Dogmas „geboren von der Jungfrau Maria“ wollen und können ja gewiß Niemanden zur Annahme desselben zwingen — aber das dürfen sie von ihren wissenschaftlichen und christlichen Gegnern erwarten, daß dies Dogma nicht als eine unvernünftige unmögliche Anschauung, nicht als ein Zeichen von Beschränktheit seiner Anhänger behandelt und bezeichnet werde. (a. a. O. S. 16.)

Es giebt keinen wirklich stichhaltigen Grund, weshalb ein nachdenkender Christ die genetische Erklärung der unbestreitbaren Sündlosigkeit Jesu Christi auf dem Wege, der uns im Evangelium Lukas und Matthäus angedeutet ist, d. h. durch Annahme seiner übernatürlichen, vom Zusammenhange der Erbsünde ihn ausnehmenden Geburt, ablehnen müßte.

---

9. Was ist von dem Dogma der Trinität zu halten?

Die Christologie ist zugleich der Mittelpunkt und Ausgangspunkt der Trinitätslehre. Wer die christliche Glaubensüberzeugung von der Person und dem Werke Jesu Christi richtig versteht, der — aber auch nur der — kann auch die christliche Glaubenslehre von der Dreieinigkeit Gottes verstehen.

Es ist gar nicht zu verwundern, daß auch diesem, die gesamte christliche Glaubenserkenntnis zusammenfassenden Dogma aufs schärfste widersprochen wird. Doch während der Widerspruch gegen die Gottheit Christi (oder persönlich ausgedrückt: gegen Jesum als den „Gottessohn" oder auch „Gott den Sohn") bei den wirklichen Gegnern des Christentums, die gar nicht nach dem richtigen Verständnis des Dogmas streben, meistens mit einem persönlichen Haß und Grimm verbunden ist, finden wir den Widerspruch solcher Menschen gegen das Trinitätsdogma meistens mit gleichgültiger Verachtung verbunden. Die Unvernunft des Christentums scheint ihnen hier so deutlich und so grob zu Tage zu treten, daß es kaum einer Aufregung oder Entrüstung, noch weniger einer ernstlichen Widerlegung bedürfe.

Diesen Schein der Unvernunft, des Widersinns hat nun freilich — das ist nicht zu leugnen — die christliche Theologie alter und neuer Zeit zum Teil selbst mit verschuldet durch die mißverständliche Art, wie sie in dogmatischen und

apologetischen Schriften, in Unterricht und Predigt die Dreieinigkeitslehre oft behandelt hat. Ja, manche treuen, innig frommen Christen, z. T. sogar von umfassendem theologischen Wissen, sind selbst in der Meinung befangen, dieses Dogma sei in der That der menschlichen Vernunft zuwiderlaufend, und halten es für eine Pflicht des demütig gläubigen Christen, sein natürliches Denken unterzuordnen und zum Schweigen zu bringen. Auch von hochgebildeten christlich gesinnten Laien kann man solche Äußerungen hören, unter Umständen sogar mit der philosophisch klingenden, irrtümlich dem Kantianismus entlehnten Begründung, daß unser menschliches Denken nur auf dem Gebiete der Erscheinungswelt Berechtigung und Gültigkeit habe, im Bereiche der göttlichen Dinge könne auch eine ganz andere Welt- und Denk-ordnung sein; bei uns freilich sei Drei niemals gleich Eins, in göttlichen Dingen könne das aber doch vielleicht so sein. — Das ist freilich ein logischer Unsinn, über den man die Achseln zucken muß.

Das Geheimnisvolle der Trinität, ja des ganzen Christentums liegt gar nicht auf dem Gebiete der Logik, sondern in jedem göttlichen Wirkungsakte der Erlösung, wie der Schöpfung. Ein sacrificium intellectus, ein Totschlagen oder Unterdrücken des uns zur Wahrheitserkenntnis gegebenen geistigen Vermögens wäre in der That der verkehrteste und erfolgloseste Versuch, um zur Erkenntnis der Wahrheit, auch der göttlichen Wahrheit zu gelangen. — All diese Quälerei und Not, all dieser beunruhigende falsche Schein eines logischen Widerspruches in der Trinitätslehre ist aber nur die Folge eines großartigen und nicht ganz unschuldigen Mißverständnisses. Die heil. Schrift giebt uns auch hier für die ganze christliche Glaubenswahrheit den Schlüssel des rechten klaren und auch vollbefriedigenden Verständnisses, wie wir's schon in betreff der Zentralwahrheit des Christentums (der Christologie) gesehen haben. „Offenbarung Gottes" — das ist die entscheidende, allen Schein des Widersinns beseitigende Hauptwahrheit!

Der einige Gott offenbart sich in dreifacher Weise! nämlich

1. in der Schöpfung, Erhaltung und Regierung der Welt: als Schöpfer, den wir um seiner „väterlichen, göttlichen Güte und Barmherzigkeit“ willen auch „Vater“ nennen;

2. in dem Menschen Jesus Christus, den wir, eben weil er als ἀπαύγασμα Gott in der Sphäre der Menschheit darstellt, „Gott den Sohn“ oder „Gottes Sohn“ nennen;

3. in seiner Wirksamkeit im Menschengeiste selbst, in welcher Wirksamkeit wir ihn „den heiligen Geist“ nennen.

Wer überhaupt ein Verständnis für göttliche Offenbarung hat, dem kann diese thatsächlich gegebene dreifache Offenbarung des einigen Gottes wahrlich kein logisches Ärgernis sein. — Logischer Widersinn würde nur dann vorliegen, wenn behauptet würde: der einige persönliche Gott ist eine Dreiheit von persönlichen Wesen, von denen jedes Gott selber ist. Das lehrt aber weder die Schrift noch die Kirche.

Von dem jenseits aller Offenbarung liegenden Wesen Gottes sagt ja selbstverständlich die Schrift gar nichts aus; und darüber sollte auch ein Theologe nichts aussagen wollen. Wo irgend ein Mensch irgend etwas von dem Walten oder Wesen Gottes erfährt, verspürt, ahnt (und wenn's auch nur eine ganz stille, wortlose, innerliche Erleuchtung ist), da liegt doch eben immer schon „Offenbarung“ vor. Also kann auch was irgend von der Kirche oder von der Schrift über Gott gelehrt wird, sich eben nur auf den geoffenbarten Gott beziehen.

Es sollte immer und immer wieder aufs bestimmteste und klarste in Predigt und Unterricht hervorgehoben werden, daß die Dreieinigkeit Gottes eine Dreiheit seiner Offenbarungen ist, nicht eine Dreiheit des göttlichen Wesens. Dabei muß, wo auch nur das in der kirchlichen Dogmatik übliche und durch die Augustana auch in den Unterricht der Laien eingedrungene Wort „Person“ gebraucht wird, klar ausgesprochen werden, daß dies Wort hier nicht wie im

profanen Sprachgebrauch einen mit einheitlichem Selbstbewußtsein, mit eigenem Willen, mit eigenem Gefühlsleben begabten, in sich abgeschlossenen Geist bedeutet, sondern — entsprechend seiner Herleitung, = persona = πρόσωπον, das Auftreten eines Wesens, „die Rolle", die Jemand in der Welt spielt, also in Bezug auf Gott: die Wirkungs- oder Erscheinungsweise Gottes in der Welt und Weltgeschichte — das ist eben: die „Offenbarung Gottes".*)

Das müssen wir selbstverständlich nicht bloß in lehrhaftem Wort, sondern auch wirklich im Bewußtsein festhalten und auch klar zum Bewußtsein der Gemeinde bringen, daß wir einen einigen persönlichen lebendigen Gott haben. Der Mensch Jesus, jetzt verklärt und erhöht, ist nicht ein Gott neben ihm, sondern er ist und bleibt seine Offenbarung. So auch der heilige Geist ist nicht ein anderer Gott neben ihm, sondern er ist Gott selber in seiner Heilswirkung, in seiner Rettungs- und Heiligungsarbeit an dem Menschengeiste.

---

*) Ob die von Melanchthon in der Augustana gegebene kurze Definition von persona — quod per se subsistit — ganz zutreffend und ausreichend ist, kommt hierbei nicht in Betracht. Denn für uns evangelische Christen sind auch die Hauptbekenntnisschriften nur insofern maßgebend, als sie mit der hl. Schrift übereinstimmen; in der Schrift aber ist der Begriff „Person" in Bezug auf die Dreieinigkeit überhaupt nicht gebraucht, geschweige denn erörtert worden. Melanchthon aber führt denselben und diese Definition auch nur deshalb an, damit er den mit Unrecht gegen die Evangelischen erhobenen Vorwurf des Sabellianismus entkräfte. In Sabellianismus aber verfällt derjenige noch längst nicht, der die Dreieinigkeit nicht auf das jenseits aller Offenbarung liegende Wesen Gottes bezieht, sondern gerade und allein auf die Offenbarung des einigen Gottes. Das letztere wollte freilich Sabellius auch — und das war das Berechtigte an seiner „monarchianischen" Lehre; aber er faßte die drei personae oder Offenbarungsweisen irrtümlich und oberflächlich nur als vorübergehende, nicht bleibende und nur als zufällige, nicht notwendige Arten göttlicher Wirksamkeit, wie auch aus seinem Vergleich der Dreieinigkeit mit den Äußerungsweisen der Sonne zu ersehen ist; giebt es doch neben dem θάλπος, dem φῶς und dem σχῆμα noch mancherlei andere Eigenschaften oder Äußerungsweisen der Sonne.

Diese innerliche und geistige Wirksamkeit Gottes in dem Menschen selber hat nun selbstverständlich von jeher ununterbrochen, so lange es Menschen giebt, stattgehabt: die erste Regung des Gewissens, des mahnenden wie des strafenden Gewissens, vor und nach der ersten Sünde und jede weitere Gewissensregung, jede Ahnung von Gottes Nähe, von Gottes Macht und Walten, von Gottes Güte wie von Gottes Zorn, jede Beachtung seiner besonderen Kundgebungen im Menschen- und Völkerleben ist uns von ihm selber gewirkt, ist ein Werk des heiligen Geistes. So redet die Schrift schon im alten Testamente: „Die Menschen wollen sich von meinem Geist nicht mehr strafen lassen" und „Gieb mir einen neuen gewissen Geist" — „Nimm deinen heiligen Geist nicht von mir" u. s. w. u. s. w. Also auch schon die Frommen des alten Bundes hatten ein Bewußtsein von dieser Geisteswirksamkeit Gottes. Als eine besondere Art der Offenbarung Gottes aber wurde sie erst von dem Zeitpunkte an erkannt, beachtet und hervorgehoben, wo sie im Anschluß und in Fortsetzung des Lebenswerkes Jesu Christi mit überwältigender, sichtbarer Wirkung in der Menschenwelt auftrat, als in der sündigen, liebeleeren und gottlosen Menschheit eine Gemeinschaft mit Gott versöhnter und in geheiligter Liebe lebender Menschen aufkam — eine Lebenserneuerung ebenso wunderbar wie thatsächlich in der Erfahrung des Einzelnen und der Gemeinde selbst! Von da an erst faßte das christliche Bewußtsein, vom Herrn selbst dazu angeleitet, diese innerliche, rettende und neues Leben schaffende Offenbarung des einigen, ewigen Gottes als eine besondere Offenbarung auf und faßte sie mit den beiden anderen zu einer Dreiheit zusammen.

Daß von dieser heiligen Geisteswirkung in zwiefacher Weise geredet wurde, ist dabei ganz begreiflich. Bisweilen nämlich wird sie mit unpersönlichem Ausdruck als eine „Gabe" Gottes bezeichnet *), als etwas, das er giebt, schenkt, sendet,

*) Vgl. unter vielen andern Stellen: Apgsch. 2, 32 „Ihr werdet empfangen die Gabe des heil. Geistes".

ausgießt, das von ihm herkommt, ausgeht; kurz, als etwas von Gott Unterschiedenes, wobei aber doch verstanden und festgehalten ist, daß es im Grunde sein eigen Wesen, er selbst ist. Darum findet sich bisweilen auch geradezu eine Identifizierung des Geistes mit Gott und Hervorhebung oder wenigstens Andeutung seines persönlichen Wesens! *)

So ist denn die christliche Trinitätslehre weit davon entfernt, irgend einen logischen Widerspruch zu enthalten; vielmehr ist sie ein wichtiges Moment und Hilfsmittel, uns wirklich immer tiefer in eine klare Erkenntnis Gottes hineinzuführen. Das geschieht freilich nur dem, der an sich selbst die väterlich fürsorgende, rettende und neu belebende Erweisung Gottes erfahren hat und darum auch die trinitarische Offenbarung hinnimmt als ihm selber geschehene Heilsoffenbarung!

Wie beim zweiten Artikel, so hat Dr. M. Luther auch beim ersten und dritten nach der Erfahrung und Erkenntnis seines eigenen wahren Christenstandes sehr treffend einzig und allein uns die für unser Leben bedeutsame, praktische Erklärung im kleinen Katechismus dargeboten. Seine Erklärung ist nicht philosophischer oder dogmatischer Art, nicht dogmenhistorisch, ja nicht einmal biblisch theologisch; sie hat überhaupt nicht theoretischen Charakter, vielmehr allein den praktischen Zweck, uns zu sagen, was diese Gottesoffenbarung für unser Leben zu bedeuten habe. Als ein Gotteskind darf und will ich mir bewußt bleiben, daß ich mein ganzes Dasein und Leben, meine ganze leibliche und geistige Ausrüstung, alle innerlichen und äußeren Güter, auch die Erhaltung und den Gang meines Lebens allein von meinem Gott und Vater habe und zwar ohne alle mein Verdienst und Würdigkeit, das alles ich ihm zu danken habe! . . . Als ein Gotteskind darf und will ich mir bewußt bleiben, daß auch alles Gute in mir,

---

*) Vgl. Eph. 4,30 Betrübet nicht den heiligen Geist Gottes; vgl. auch Phil. 2,13 Gott ist es, der beides in Euch wirket, das Wollen und das Vollbringen — mit Röm. 8,14 Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder.

mein ganzes Glaubensleben selbst, meine Liebe zum Heilande und meine Gemeinschaft mit ihm, auch die Gewißheit der Vergebung und meines Gnadenstandes, aller Fortschritt und alles Festbleiben darin und in der Heiligung nicht mein eigen Werk, sondern Gottes Werk ist; und ich brauche mich nicht auf meine Kraft, die so schwach ist, nicht auf meinen guten Willen, der so mangelhaft und unbeständig ist, zu verlassen, sondern darf und will alles, auch den Fortgang und die Vollendung meines Glaubenslebens ihm allein befehlen! Ich bin desselben in guter Zuversicht: der das gute Werk in mir begonnen hat, der wird es auch vollenden.

Zu bedauern ist es, daß dieser auf Dank, Liebe, Glaubensfreudigkeit, auf Erbauung im Vollsinne des Wortes hinzielende Charakter des Apostolikums so vielfach verkannt und vergessen wird! Man sollte danach streben, daß die Gemeinde im Gottesdienste beim Hören dieses Bekenntnisses zu dem Bewußtsein kommt: es ist etwas Großes und Trostreiches, was wir in diesem unsern gemeinsamen Glauben an den dreieinigen Gott haben! Demselben Zwecke dienen ja auch die zu der ursprünglichen kürzeren Formel im 3. Artikel noch hinzugefügten Worte: 1. eine heil. allgm. chr. Kirche, die Gemeinde der Heiligen*), 2. Vergebung der Sünden, 3. Auferstehung des Fleisches, 4. ein ewiges Leben.

Sie bringen uns die Werke Gottes, des heil. Geistes, zum Bewußtsein. Das erste ist in geschichtlicher Vergangenheit eingetreten und kundgeworden. Das zweite, die Aneignung der Vergebung, geschieht immerdar in der Gegenwart. Das dritte liegt noch in der Zukunft. Das vierte umfaßt die Ewigkeit, also zugleich auch alle Zeit.

Damit gelangen wir zu dem letzten Hauptproblem aus dem Bereiche der christlichen Glaubensüberzeugung.

*) „Gemeinde der Heiligen" ist Apposition zum Begriff Kirche und zwar limitiert und modifiziert es zugleich den Umfang und Inhalt desselben.

10. Giebt es ein Leben nach dem Tode?

Die Schlußworte im Apostolikum: „Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben" erregen nicht selten auch bei wahrhaft christlich gesinnten Gemeindegliedern einen entschiedenen innerlichen Widerspruch. Mancher, der dem Bekenntnis im Gottesdienste bis dahin noch im allgemeinen (!) zustimmend folgte — bei diesen Worten fühlt er sich von dem dort ausgesprochenen Christenglauben geschieden. Daß Menschen von materialistischer Überzeugung und (was noch schlimmer ist) von materialistischer Gesinnung und Lebensrichtung dieser Christenhoffnung verneinend gegenüberstehen, daran ist ja leider nichts zu ändern. Besonders aber ist es zu bedauern, daß der heutzutage in der geistigen Atmosphäre verbreitete, fast von Jedermann unbewußt mit eingeatmete Materialismus auch solche, die nicht seine Anhänger sind, partiell infiziert. Solche partielle Infektion, die das gesunde klare Denken verwirrt und trübt, ist auch hier zu bemerken. Aber doch nicht ganz allein kommt das Anzweifeln und Bestreiten des jenseitigen Lebens von der religionsfeindlichen, gottentfremdeten Philosophie herübergeströmt oder hergewehet auch in christlich denkende Geister; sondern dieser Zweifel und Widerspruch hat — wie wir's schon auf anderen Gebieten der Glaubenslehre fanden — seine Ursache auch in einem Mißverständnis über das Dogma selbst.

Die Worte „Auferstehung des Fleisches" scheinen auf den ersten Blick eine materielle Auferstehung, eine Wiederbelebung des irdischen Leibes zu behaupten. Das

ist jedoch einfach ein Mißverständnis; und das muß gründlich beseitigt und ausdrücklich ausgeschlossen werden. Wenngleich Tausende von Christen und selbst von Theologen seit Jahrhunderten solche Auffassung gehabt haben und noch haben, wenngleich in lieblichen, tröstlichen Liedern (auch in dem der frommen brandenburgischen Kurfürstin zugeeigneten) solche Auffassung nicht bloß poetisch ausgesprochen, sondern ernstlich und eigentlich gemeint ist, so ist doch für evangelische Christen das Apostolikum nicht nach dem Herkommen, sondern nach der heiligen Schrift zu verstehen.

In der Schrift finden sich nun freilich auch viele Stellen, wo in menschlich anschaulicher bildlicher Weise so von der Auferstehung geredet wird, als fände sie leiblich, materiell statt. Doch haben wir — Gott sei es gedankt — auch ein ganz klares apostolisches Wort, welches jenen Irrtum deutlich ausschließt. 1. Kor. 15, 37 schreibt Paulus „Was du säest" (nämlich der irdische Leib, der ins Grab gelegt wird) „ist ja nicht der Leib, der werden soll." — Hiernach ist auch das Apostolikum zu verstehen. Das Wort „Fleisch" bedeutet dort nicht den materiellen irdischen Leib; sondern es bedeutet einfach „Mensch" „Menschheit", gerade so wie auch an vielen Stellen des Neuen Testamentes. Vgl. Joh. 1, 14 „Das Wort ward Fleisch". Röm. 3, 20 „Kein Fleisch mag durch des Gesetzes Werk gerecht werden"; u. s. w. u. s. w.

Das Apostolikum behauptet also die Auferstehung der Menschheit und zwar nicht als eine leibliche, sondern als eine Wiederbelebung des Geistes. Dies zeigt auch deutlich der Umstand, daß dieser Glaubenssatz gerade im dritten Artikel steht, nämlich unter den Werken des heiligen Geistes, d. h. unter den Werken Gottes, die an dem Menschengeiste geschehen.

Das ist so klar und einfach, daß darüber unter evangelischen Christen gar kein Zweifel sein sollte!

Ist aber „Auferstehung des Fleisches" nicht materiell gemeint, sondern als Wiedererweckung des im Tode ent=

schlafenen Menschengeistes, so ist dem entsprechend auch das „ewige Leben“ nicht in materieller Leiblichkeit zu denken. — Der biblische und kirchlich herkömmliche Ausdruck, durch den die materielle Leiblichkeit fürs jenseitige (selige) Leben abgelehnt wird, ist: „verklärter Leib“. Freilich verbinden wohl nicht wenige Christen mit diesem Ausdruck doch immer noch den Begriff einer Leiblichkeit, die von unserer irdischen Leiblichkeit wenigstens in Bezug auf die räumliche Gestalt nicht viel abweicht. Wer sich von dem „verklärten Leibe“ eine der räumlichen Menschengestalt ähnliche Vorstellung machen will, dem ist das ja nicht zu verbieten — aber er sollte sich bewußt bleiben, daß sein Vorstellungsbild hinsichtlich seines doch unvermeidlichen Räumlichkeitscharakters immer unzutreffend sein muß. Da „noch nicht erschienen ist, was wir sein werden“, können wir eben auch noch nichts vom Wesen oder Aussehen des verklärten Leibes wissen und müssen uns begnügen damit, daß es die adäquate Daseinsform oder Existenzweise des seligen Menschengeistes ist.

Wenn nun aber auch das Anstoß-erregende und den Glauben hindernde Mißverständnis über die im Apostolikum ausgesprochene Auferstehung und das jenseitige Leben wegfällt, so macht doch immer noch der Protest des Materialismus gegen alles selbständige Geistesleben unsere Christenhoffnung Vielen, die wirklich Christen sein wollen, recht bedenklich und zweifelhaft. Daß der Geist den Körper überdauern könne, scheint ihnen einfach unmöglich.

Hiergegen wird nun von Apologeten geltend gemacht, daß es doch nicht wenige thatsächliche Beispiele dafür giebt, daß auch völlig vergangenes Geistesleben unter Umständen wieder hervortritt. Es kommt in Zuständen des Nervenfiebers vor, daß dem Kranken ganze Perioden seines früheren Lebens, wovon er schlechthin nichts mehr wußte, wieder auftauchen und mit den kleinsten Einzelheiten wieder lebendig ins Bewußtsein treten; auch umgekehrt: wenn irgend eine Verletzung des Gehirns oder irgend eine äußere Behinderung seiner Funktionen gewisse Teile der Erinnerung gänzlich ver-

nichtet hatte, so kommt doch unter Umständen nach Beseitigung jener schädigenden Einwirkungen oder Hemmnisse die volle klare Erinnerung und das normale Geistesleben wieder zum Vorschein. Diese Thatsachen — so sagen manche Apologeten — machen es doch wenigstens „wahrscheinlich“, daß das Geistesleben auch nach seinem Erlöschen im Tode doch wieder aufwachen und (wie in jenen Fällen) in einheitlichem Zusammenhange des Bewußtseins fortgehen werde. — Dies Argument ist indessen nicht stichhaltig. Das müssen wir ehrlich einräumen. Denn es handelt sich bei dem Leben nach dem Tode nicht (wie in jenen Fällen) um den Wiederbeginn und Fortgang eines Geisteslebens nach Beseitigung von Hindernissen in seinem Organe — sondern um Wiederbeginn und Fortgang des Geisteslebens ohne Organ. Das ist die Frage: kann der Geist leben, wenn ihm gar kein Gehirnorgan mehr zu Gebote steht? und das verneint eben der Materialist und auch mancher vom Materialismus beeinflußte Christ.

Die Entscheidung liegt wo anders.

Giebt es überhaupt ein Geisteswesen, das nicht erst in einem Organismus und nicht erst unter Mitwirkung von Gehirnfunktionen zustande kommt? — Das unabweisliche Kausalgesetz nötigt uns anzuerkennen, daß der alles kausierende Urgrund, weil er auch das menschliche Geistesleben bewirkt, selbst geistiger Art sein muß. Ist aber Gott, der Urgrund aller Dinge, „Geist“, dann giebt es auch Geistesleben, das nicht erst im Organismus entsteht und zu seiner Wirklichkeit keines Organismus bedarf. Müssen wir aber dies schlichtweg anerkennen, dann können wir auch die körperlose Existenz und das körperlose Leben der im Weltprozeß, im organischen Leben entstandenen und entfalteten Geister, sofern sie Anteil haben an dem Wesen des geistigen Urgrundes, nicht in Abrede stellen. Wer den lebendigen Gott kennt und anerkennt, der kann auch das ewige Leben der Menschengeister nicht bestreiten. So liegt die Entscheidung dieser Frage in der Gotteserkenntnis.

Darauf weist auch Jesu Christi Antwort hin, die er den Sadducäern giebt. Sie trifft den entscheidenden Punkt. „Habt Ihr nicht gelesen . . . von Gott, der da spricht: ‚Ich bin der Gott Abrahams und der Gott Isaaks und der Gott Jakobs?‘ Gott aber ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen“. (Matth. 22.) Hat der Mensch Gemeinschaft mit dem ewigen und lebendigen Gotte, dann hat er auch teil an Gottes ewigem, geistigem Leben. Wer den ewigen lebendigen Gott und seine Gemeinschaft mit dem Menschen kennt, dem ist damit auch des Menschen Anteil an dem ewigen Leben gewährleistet.*)

Sicherlich ist jenes Geistesleben von unserm jetzigen in mancher wichtigen Hinsicht verschieden. Jetzt empfängt unsere Geistesthätigkeit ihre Gegenstände und Veranlassungen in reichster Fülle aus der uns umgebenden Welt: denn alles Wahrnehmen und Denken ist auch von Regungen des Gemütes und des Willens begleitet. So hat das menschliche Geistesleben hier teil an dem Werden und Sich ändern dieser Welt, in der es entsteht und statthat. Dort wird es den Charakter des Gleichseins und der Ruhe haben, wird nicht mehr durch Umstände einer zeitlich sich entwickelnden Außenwelt erregt und beeinflußt sein.

Wahrnehmung des Sinnlichen hat nicht mehr statt. Auffassung und Verständnis aber für das in der Erscheinungswelt, zumal in der Menschheitsgeschichte liegende Geistige, Wesentliche, Ewige braucht dem Geiste im jenseitigen Leben nicht zu mangeln.**)

---

*) Wer freilich in seinem Gemüt und seiner Lebensrichtung von dem lebendigen Gott entfremdet und darum auch in seiner Erkenntnis verfinstert ist, so daß er ihn leugnet, der muß konsequenterweise auch das Leben nach dem Tode leugnen.

**) Wir gönnen es unsern Entschlafenen, daß sie nicht mehr an der Unruhe des zeitlichen wechselvollen Lebens teilhaben; und doch wäre uns bei manchen Erlebnissen ihr Anteilhaben so lieb! — Wissen können wir darüber nichts, ob und wieweit sie von den Vorgängen unseres zeitlichen Lebens noch mit berührt sind. Möglich, daß Christi Wort Luk. 15,7. 10) χαρὰ ἔσται ἐν τῷ οὐρανῷ (ἐνώπιον τῶν ἀγγέλων) ἐπὶ ἑνὶ

Doch nicht bloß in Bezug auf die Objekte und Impulse der Geistesthätigkeit ist die Entrückung aus der Sphäre der sinnlichen Welt bedeutsam, sondern auch in Bezug auf ihre Eigenart selber. Wir begreifen wohl, daß darin ein großer Unterschied liegen muß; aber wir können die noch nicht selbst erfahrene Qualität des Geisteslebens uns auch noch nicht positiv vorstellen und noch weniger beschreiben. Wir können uns höchstens die Richtung, in der der Unterschied zwischen unserer jetzigen und der jenseitigen Geistesthätigkeit wohl liegen muß, klar machen und allenfalls durch die Analogie ähnlicher Unterschiede, die uns aus der Erfahrung bekannt sind, ein ahnendes Verständnis erstreben.

Solch eine Andeutung-gebende Analogie dürfte etwa dies sein: Jeder Musikfreund weiß aus Erfahrung, daß uns das Anhören schöner Musik Wohlgefallen erregt. Aber nur Kundige wissen, daß die im gewöhnlichen Leben dazu erforderliche, sinnlich wahrnehmbare Musik, ja sogar auch, daß der physiologische Apparat eines schallempfindlichen Ohres doch nicht absolut erforderlich dazu ist, damit ein musikalisch gebildeter Mensch den Genuß einer Musik habe. Manch einer von den Kunstbegabten und Kunstgebildeten hat und genießt, wenn er die Partitur liest, die darin ausgedrückte Harmonie in seinem Geiste, auch ohne daß die Töne an seine Ohren dringen. Ja selbst wenn ihm der hörende Nerv erstorben ist, so kann doch — nachdem er einmal in die wunderbare Welt der Töne sich hineingelebt hat — sein Geist die Musik hören, mag sie ihm durch den Blick aufs Notenblatt oder durch eigene Erinnerung — nach Wahl oder Zufall — vorgeführt werden. — Immerhin ist es doch ein Unterschied für die Seele, ob ihr Empfinden und Genießen der Musik ohne physischen Anreiz geschieht, oder ob Schallwellen das Ohr treffen.

Das ist freilich nur ein Vergleich, nur eine Analogie,

ἁμαρτωλῷ μετανοοῦντι eine Andeutung enthält auf eine Anteilnahme der Seligen an den für die Ewigkeit wichtigen Dingen des irdischen Lebens.

wodurch uns ein gewisses ahnendes Verständnis erweckt werden kann dafür, daß außer und nach dem diesseitigen, uns bekannten Geistesleben doch auch ein andersgeartetes statthaben kann, das ohne die Sinneseindrücke und selbst ohne die Sinnesorgane sich vollzieht. Dasselbe mag wohl dem göttlichen Geistesleben näher kommen, ähnlicher sein als unser bisheriges.

Wenn nun in der hl. Schrift und im christlichen Sprachgebrauch nicht selten gesagt wird, daß die seligen Geister nach dem Tode *in* Gott seien, so muß bei der Erkenntnis eines *persönlichen* Gottes und bei der Erkenntnis der *Gottähnlichkeit des menschlichen Geistes* eigentlich schon von selbst der pantheistische Gedanke eines Aufgehens der Einzelwesen in eine unterschiedslose Allgemeinheit für ausgeschlossen gelten. Das *Sein in Gott*, das Anteil-haben an seinem Wesen und Leben vernichtet ja auch keineswegs die individuelle Persönlichkeit. Wie in jedem gesunden klaren *Geiste* die *einzelnen Gedanken* trotz ihrer Zugehörigkeit zu ihm und trotz ihres gegenseitigen Zusammenhanges doch klar gesondert und von einander geschieden, auch von dem sie hervorbringenden Geiste unterschieden sind und bleiben: so ist und bleibt auch der kreatürliche Einzelgeist trotz seiner Immanenz in dem schöpferischen Gottesgeiste dennoch ein besonderes Wesen und zwar mit eigenem Selbstbewußtsein. Auch *die* Schriftstelle, die nach ihrem Wortlaute wohl pantheistisch gedeutet werden könnte (1. Kor. 15,28 „*auf daß Gott sei alles in allem*"), muß natürlich nach der anderweit klar hervortretenden Überzeugung des Apostels verstanden werden; und die steht in völliger Übereinstimmung mit der uns von Christo selbst gegebenen Hoffnung auf ein ewiges, seliges, *persönliches* Leben in bewußter persönlicher Gemeinschaft mit Gott. Vgl. Joh. 17,21: daß sie alle eines seien, gleichwie Du Vater in mir und ich in Dir; *daß auch sie in uns eines seien*.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß jenes Wort 1. Kor. 15,28

vielleicht auch eine Andeutung enthält, die uns in einer dunkeln und manche nachdenkenden Herzen schwer bedrückenden Sache Klarheit und Beruhigung geben kann.

Bekanntlich haben schon Viele ernstlich Anstoß genommen an dem sogenannten Dogma von den ewigen Höllenstrafen. Zwar ist das Bedenken, daß es doch der Barmherzigkeit, ja sogar der Gerechtigkeit Gottes widerspreche, als Vergeltung für eine zeitliche Verstockung ewige Qualen zu verhängen, nicht zutreffend, weil ja nicht bloß die in der irdischen Lebenszeit gewesene Verstockung, sondern auch die in der Ewigkeit weiter festgehaltene Feindschaft gegen Gott hier in Betracht käme, und weil es sich nicht bloß um eine „Vergeltung", sondern um eine notwendige Konsequenz jener selbsterwählten Gottesfeindschaft handeln würde. Aber die Erwägung ist bedeutsam, daß es doch geradezu die Seligkeit der Seligen — auch Gottes selbst — hindern müßte, wenn sie wüßten, daß Andere in ewiger Qual leben!

Da giebt uns nun 1. Kor. 15,28 „auf daß Gott sei alles in allem" vielleicht einen Hinweis darauf, daß endlich einmal alle gottfeindlichen und darum unseligen Geister vernichtet sein werden, gar nicht mehr existieren werden.

Allerdings giebt es viele Worte des Herrn und der Apostel, die in bildlicher Rede die Endlosigkeit der jenseitigen Qual aussprechen. Doch ist es nicht durchaus nötig, dieselben auf ein ewigdauerndes Hinsterben zu beziehen. Es kann in ihnen auch ein volles, zur Vernichtung führendes Sterben in der Ewigkeit angedeutet sein. Das Feuer, welches nicht erlischt, der Wurm, der nicht stirbt, der Kerker, aus dem der Schuldige nicht herauskommt — alle diese bildlichen Worte bezeugen, daß der Verdammte im Jenseits von seiner Qual nie frei werden wird. Ob er sie aber bis in alle Ewigkeit haben werde, oder ob er endlich einmal völlig von ihr verzehrt, ganz sterben und zu sein aufhören wird — darüber sagen uns jene Worte Christi nichts.

Unser menschliches Gemüt möchte es wohl gern so denken,

daß doch irgendwann einmal in der Ewigkeit die Qual der Verstockten und darum Unrettbaren wenigstens durch ihre Vernichtung enden werde; auch dem denkenden Verstande würde es sehr einleuchtend sein, daß der kreatürliche Menschengeist nach Abschluß seiner irdischen Werde- und Bildungsperiode, wenn er im Jenseits sich in seinem innersten Wesen völlig von Gott, dem Urquell aller Lebens- und Existenzkraft, abwendet, auch der Vernichtung anheimfällt!

Doch vom sittlichen Standpunkte aus kann solche Annahme vielleicht bedenklich erscheinen. Wird nicht der sittliche Ernst sehr viel geringer werden, wenn wir nicht mehr die endlose Dauer der Höllenqual aus der heiligen Schrift entnehmen? — Nun, wo wirklich ein sittlicher Schade notwendig mit einer Lebens- oder Weltanschauung verbunden ist, da ist dieselbe ganz gewiß falsch. Das dürften wir schon im voraus sagen. Indessen trifft hier solches nicht zu.

Zunächst muß leider die Thatsache anerkannt werden, daß auch die klar und scharf ausgesprochene Lehre von der ewigen Dauer der Höllenstrafen es doch nicht vermag, den Leichtsinnigen ernst und sittlich zu machen! Unzählige, auch solche, die die ewigen Strafen gar nicht leugnen, gehen doch mit ihren Gedanken durchaus nicht darauf ein, was denn das eigentlich besagt: in ewiger Qual leben! — Wer aber mit ernstem Nachdenken dies erwägt, der muß auch aus der anderen Deutung jener Schriftworte vom ewigen Tode die allerstärkste sittliche Mahnung für sich selbst entnehmen!

Ist es denn nicht eine anerkannte Wahrheit, daß geistiger Schmerz, sei es eine Ehrenkränkung, sei es ein ohnmächtiger Haß gegen einen stärkeren Feind, sei es sonst irgend ein Herzeleid, oft wirklich weher thut als körperlicher Schmerz? und aller Jammer der Seele wird dadurch erst recht peinvoll, wenn er mit dem Bewußtsein verbunden ist: ich bin selbst daran schuld! und aller Schmerz über irgend eine Unglückslage wird dann erst recht grimmig, wenn er verbunden ist mit Haß gegen einen Andern. Und so muß ja der

Seelenzustand der in Sünde und Gottesfeindschaft hinsterbenden Menschen im Jenseits sein! und bei aller inneren Qual, Wut, Ärger, Haß — niemals mehr (wie im Erdenleben) eine Ablenkung der Gedanken durch andere Dinge, niemals mehr eine auch nur vorübergehende Betäubung durch irdischen Genuß, wie zuvor im Erdenleben; überdies: die ganz ans Irdische hingegebene, am Irdischen hangende, nach irdischem Genuß, Freude, Ehre lechzende Seele hat nun nichts mehr von alle dem, darbt, hungert, muß sich zu Tode hungern! denn für die ewige, göttliche Nahrung, für die Gottesgemeinschaft hat sie keine Empfänglichkeit mehr! so muß sie in selbstgeschaffener, selbstverschuldeter Qual hinsterben, bis der letzte Rest ihres entarteten göttlichen Wesens verzehrt ist.

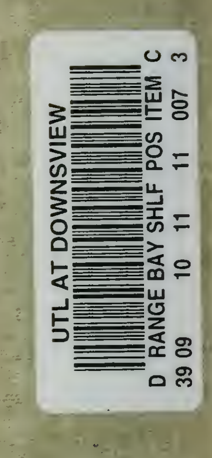
Was ist das für ein Hinsterben! Was ist das für ein jammervolles furchtbares Endergebnis eines Menschenlebens! Wahrlich, einem Menschen, der so in der Verdammnis umkommt, auch wirklich endet, dem „wäre besser, er wäre nie geboren!"

Wen dies alles gleichgültig läßt, wer auf solche Gedanken sich überhaupt nicht einläßt, an dem würde auch die Lehre von ewig dauernden Höllenqualen vergeblich sein. Wer sich aber durch den Ausblick auf die ewigen Konsequenzen seines Lebens sittlich beeinflussen läßt, den muß auch solch ein Ende der Gottesfeinde in der Ewigkeit erschüttern und zu ernster Entschließung und Lebensführung bringen. Also würden sittliche Bedenken der oben angegebenen Auffassung von 1. Kor. 15,28 nicht im Wege stehen. — Indessen wie auf so vielen Gebieten der sichtbaren und der unsichtbaren Welt, so am meisten über die Ewigkeitsfragen gilt das Wort: unser Wissen ist Stückwerk. Wohl dem, der in der Gemeinschaft und Erkenntnis Gottes durch Jesum Christum schon hier ewiges Leben hat!






BRIEF
BV
0052289


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 09 10 11 11 007 3